

Andrea Maihofer • Tomke Böhnisch • Anne Wolf

*Wandel
der Familie*

Wandel der Familie

Literaturstudie

Andrea Maihofer, Tomke Böhnisch, Anne Wolf

Prof. Dr. Andrea Maihofer, Zentrum Gender StudiesUniversität Basel, Bernoullistrasse 28, CH-4003 Basel,
Tel: 00 41-61-2 67 08 73 (Sekr.), -75 (direkt), Fax: 00 41/61/2 67 08 74, E-Mail: Andrea.Maihofer@unibas.ch
und Institut für Sozialforschung Frankfurt/Main E-Mail: Maihofer@soz.uni-frankfurt.de

Impressum

Herausgeber:

Hans-Böckler-Stiftung

Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des DGB

Hans-Böckler-Straße 39

40476 Düsseldorf

Telefon: (02 11) 77 78-108

Fax: (02 11) 77 78-283

E-Mail: Erika-Mezger@boeckler.de

Redaktion: Dr. Erika-Mezger, Leiterin der Abteilung Forschungsförderung

Best.-Nr.: 11048

Gestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal

Produktion: Der Setzkasten GmbH, Düsseldorf

Düsseldorf, Oktober 2001

DM 12,50 / € 6,39

Inhalt

Geleitwort	5
I. Einleitung	7
II. Familie in den Medien	9
Vereinbarkeit von Familie und Beruf	9
Familie als „Keimzelle der Gesellschaft“	10
III. Forschungsstand	
1. Ein erster allgemeiner Überblick	11
Veränderungen im Verständnis von Familie	11
Dominanz der Individualisierungsthese in der Forschung	11
Pluralisierung familialer Lebensformen oder Dominanzverschiebung?	12
2. Historische Familienforschung	13
3. Das traditionelle Modell der bürgerlichen Kleinfamilie	14
4. Einzelne Aspekte des Wandels der Familie	16
Verhältnis von Ehe und Familie	16
Nichteheliche Lebensgemeinschaften	18
Scheidung	21
Familiale Arbeitsteilung	23
Vereinbarkeit von Familie und Beruf	27
Fortsetzungsfamilien	28
Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften	29
Alleinerziehende Frauen und Männer	30
Wandel des Generationenverhältnisses zwischen Eltern und Kindern	32
Erziehungsstile und Erziehungspraktiken	34
Gewalt in der Familie	36
IV. Resümee	39
V. Literatur	43
Selbstdarstellung der Hans-Böckler-Stiftung	55

Geleitwort

Im Zeichen des Wandels von Wirtschaft und Gesellschaft sind Zukunftsfragen aus guten Gründen fester Bestandteil der gesellschaftspolitischen, gewerkschaftspolitischen und wissenschaftlichen Diskussion geworden. Die Debatten folgen nicht nur der verständlichen Neugier, wissen zu wollen, was uns die nahe oder ferne Zukunft beschert. Vielmehr sind sie durch den Anspruch motiviert, bedeutsame gesellschaftliche Entwicklungen rechtzeitig erkennen und erklären, steuern und beeinflussen zu können.

Prozesse gesellschaftlichen Wandels treffen selten alle gleich. Je nach Geschlecht, Alter, Qualifikation, Beruf und anderen Merkmalen beinhalten sie neue Risiken und Chancen. Zukunftsdebatten zielen nicht zuletzt darauf, diese Differenzen rechtzeitig wahrzunehmen und einen sozialen Ausgleich zu ermöglichen. Für eine aktive, dialogorientierte und solidarische Zukunftsgestaltung sind Zukunftsdebatten deshalb ein unverzichtbarer Bestandteil.

Die Hans-Böckler-Stiftung und die Otto-Brenner-Stiftung haben das gemeinsame Ziel, den gesellschaftlichen Zukunftsdiskurs und insbesondere die Suche der Gewerkschaften nach tragfähigen Zukunftskonzepten zu begleiten. Die besondere Aufgabenstellung beider Stiftungen liegt darin, wissenschaftliche Analyse gesellschaftspolitischen Debatten und politischen Entscheidungsprozessen zugänglich zu machen sowie einen fruchtbaren Dialog zwischen Wissenschaft und politischer Praxis zu befördern.

Um diesem Anspruch auch mit Blick auf den aktuellen Zukunftsdiskurs gerecht zu werden, der in den Gewerkschaften insgesamt geführt wird und der in der neuen Zukunftsdebatte der IG Metall ein Forum hat, hat die Hans-Böckler-Stiftung in Kooperation mit der Otto-Brenner-Stiftung wissenschaftliche Experten initiiert und gefördert. Sie sollen gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse über Umfang und Tiefe beobachtbarer gesellschaftlicher Veränderungsprozesse überblicksartig zusammenstellen und damit Orientierungswissen für politische Reform- und Entscheidungsprozesse liefern.

Acht Forschungsteams haben fünf Schlüsselthemen des Zukunftsdiskurses bearbeitet: „Zukunft der Arbeit“, „Zukunft der Gewerkschaften“, „Zukunft der Wirtschaft“, „Zukunft der Gesellschaft“ und „Zukunft der Politik“. Die Studien, die in sehr kurzer Zeit entstanden sind, erheben nicht den Anspruch, die umfangreichen Themenstellungen in ihrer gesamten Breite abzudecken. Dennoch wollen sie einen Einblick in zentrale Sichtweisen und Argumentationsstränge geben, wie sie im Wissenschaftsdiskurs verhandelt werden.

Ein Arbeitskreis der Otto Brenner Stiftung hat die Entstehung der Studien kritisch und konstruktiv begleitet. Die Hans-Böckler-Stiftung veröffentlicht die Expertisen in ihrer Reihe „Arbeitspapiere“. Nicht jede referierte Position wird widerspruchslos bleiben. Doch wenn die Studien ein Anreiz – vielleicht auch ein Stachel – sind, den Zukunftsdiskurs zu bereichern und zu intensivieren, dann haben sie aus Sicht der beiden Stiftungen ihren Zweck erfüllt.

Prof. Dr. Heide Pfarr
Geschäftsführerin der Hans-Böckler-Stiftung

Dr. Klaus Lang
Geschäftsführer der Otto-Brenner-Stiftung

I. Einleitung

In der familiensoziologischen Forschung besteht ein allgemeiner Konsens darüber, dass die Familie sich derzeit im Wandel befindet. Als markanteste Veränderung von Ehe und Familie gelten die steigenden Scheidungszahlen, der Rückgang von Eheschließungszahlen und der dramatische Geburtenrückgang seit Mitte der sechziger Jahre. Schließlich wird der Wandel auch an der Zunahme nichtfamilialer Haushalte fest gemacht (dazu werden kinderlose Ehepaare, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Wohngemeinschaften und Einpersonenhaushalte gezählt).

Das traditionelle Familienmodell dominiert nach wie vor. Aber in der Literatur wird seit Mitte der 80er Jahre konstatiert, dass ehemals alternative Lebensformen von Erwachsenen mit Kindern zahlenmäßig zunehmen und für die sozialen Akteure immer selbstverständlicher werden. Lebensformen, die früher als Abweichungen von der „Normalfamilie“ oder defizitäre Gebilde galten, gelten heute als familial. Die Rede ist von: „Ein-Eltern-teil-Familien“ (Napp-Peters 1985), „Zweitfamilien“ (Giesecke 1987), „Ein-Kind-Familien“ (Huinink 1989), „Patchworkfamilien“ (Bernstein 1990), „Fortsetzungsfamilien“ (Ley/Barer 1992), „geteilten Familien“ (Furstenberg 1993) und „postfamilialen Familien“ (Beck-Gernsheim 1994). Diejenigen, die darum bemüht sind, die neuen Lebensformen nicht an dem klassischen Familienmodell zu messen, verwenden neuerdings den Begriff der Familienkonstellation (vgl. König 1996). Mit diesem Begriff wird weniger auf die Personen abgehoben, als auf die intimen Sozialbeziehung, die Menschen unterschiedlichen Alters versuchen herzustellen.

Seit den 90er Jahren rückt ein weiterer Aspekt in den Fokus der Aufmerksamkeit. Neben der Beschreibung und Erforschung neuer Familienformen wird nun vor allem auf die Veränderung der *Bedeutung von Familie* für die sozialen Akteure hingewiesen. Normative Vorstellungen über Geschlechter, Geschlechterverhältnis, Partnerschaft, Ehe und Familie ändern sich. Betont wird in diesem Kontext nicht so sehr die Zahl der verschiedenen familialen Lebensformen, sondern die Bedeutung, die diese intimen Sozialbeziehungen für die Individuen haben und welche Akzeptanz sie in der Gesellschaft erfahren.

Während unter SoziologInnen Einigkeit darüber zu bestehen scheint, dass sich familiale Lebensformen und die Bedeutung der Familie (im Lebenslauf der Menschen) verändern, wird das Ausmaß und die gesellschaftliche Bedeutung dieses Wandels sehr unterschiedlich eingeschätzt. Teilweise wird in der „scientific community“ sogar recht heftig um die Frage gestritten, wie tiefgreifend oder langfristig der Wandel ist (vgl. Tyrell 1998, Beck-Gernsheim 1998, Nave-Herz 1997b, Vaskovics 1997). Manche gehen davon aus, dass sich gegenwärtig eine strukturelle Veränderung der traditionellen Familie vollzieht (vor allem des patriarchalen Geschlechterverhältnisses und des Generationenverhältnisses). Andere beschreiben die Veränderungen nur als graduell, weil sie nur innerhalb einzelner gesellschaftlicher Schichten stattfinden (zum Beispiel Burkart 1997).

Das heißt, die beobachtbaren Veränderungen veranlassen SoziologInnen nicht nur zu empirischen Untersuchungen, sondern auch zu Bewertungen des beobachteten Geschehens und zu Prognosen bezüglich der Zukunft. „Kulturpessimisten“, die eine Krise und die Auflösung der Familie heraufziehen sehen und einen epochalen Bruch visionieren, konkurrieren mit „Modernisten“, die in dem Wandel der Familie einen Aspekt einer allgemeinen Entwicklung sehen, und „Utopisten“, die einen grundlegenden Wandel einer zentralen gesellschaftlichen Institution erhoffen (vgl. Vaskovics 1994). Eine vergleichende Lektüre familiensozialistischer Arbeiten kommt mit anderen Worten nicht umhin zu bemerken, dass ein und dasselbe gesellschaftliche Phänomen von SoziologInnen auf völlig unterschiedliche Art und Weise interpretiert wird. Amtliche Statistiken drücken zwar merkliche und unrevidierbare Veränderungen aus, aber es bleibt Sache der SoziologInnen, sie auf die eine oder andere Weise zu interpretieren.¹

1 Die Auseinandersetzungen um die richtige Interpretation dessen, was in und mit der Institution Familie passiert, sind nicht neu. Seitdem sich Soziologen mit der Familie beschäftigen taucht in regelmäßigen Abständen die Frage nach dem Funktionsverlust oder Funktionswandel dieser gesellschaftlichen Institution auf (vgl. König 1996).

Klar ist jedoch, dass die Familie als zentrale Institution der Gesellschaft gilt und dass das, was in, mit und um die Familie herum geschieht, als von immenser Bedeutung für die weitere gesellschaftliche Entwicklung eingeschätzt wird. Dies hat zur Folge, dass die wissenschaftliche Debatte – mehr als das bei manch anderem Thema der Fall ist – nicht nur für sich genommen gesellschaftspolitisch aufgeladen ist, sondern überhaupt stark beeinflusst ist von den politischen und medialen Diskussionen über den Zustand der Familie. Natürlich wirkt sich die Forschung auch ihrerseits auf diese Debatten aus (so macht es eben einen Unterschied, ob ein und dasselbe Phänomen als Krise oder als Wandel behauptet wird). Zugleich wird deutlich, dass alle drei wiederum Einfluss haben darauf, was und wie das Phänomen der Familie allgemein in der Gesellschaft wahrgenommen und diskutiert wird. Diesen komplexen Wechselbeziehungen – obwohl dies interessant wäre – kann jedoch in dieser Studie nicht weiter nachgegangen werden. Allerdings ist ein kurzer Blick auf die aktuelle Diskussion in den Medien unabdingbar, gleichsam als Rahmen, um die soziologische Debatte um die Familie besser einschätzen zu können. Darum wird als erstes ein kurzer Einblick in die mediale Diskussion gegeben werden.

II. Familie in den Medien

Ob „bedrohte Art“ oder ein in die Sackgasse getriebenes Modell – die Familie ist im Gespräch. Die Medien-diskussionen des letzten Jahres spiegeln ein Bild heftiger Auseinandersetzung über die Zukunftsfähigkeit der Familie.

Angestoßen von verschiedenen Seiten kreisen viele Artikel explizit oder implizit um die *Vereinbarkeit von Beruf und Familie*, das somit als eine der zentralen Thematiken für die politische Debatte eingeschätzt werden kann. Anlässe für diese Diskussion sind u.a. die Einschätzung einer zunehmend familienfeindlichen Arbeits- und Berufswelt im globalisierten Wirtschaftssystem, die vervielfältigten Lebens- und Familienformen und die veränderten Geschlechterrollen-Bilder, vor allem der Blick auf Väterlichkeit, der z. B. durch die neue Gesetzgebung zur „Erziehungszeit“ ins Rampenlicht rückt. Damit verbunden ist ein weiterer Themenkomplex, umschrieben als die „demographische Katastrophe“ (FAZ, 17.08.00) in Deutschland und deren Auswirkungen für die Sozialversicherungs- und Rentensysteme sowie die Einschätzungen zur Brüchigkeit und Zukunft des Generationenvertrages.

Definitionskämpfe um die *Bedeutung von Ehe und Familie* und deren Funktion als wertevermittelnde Institution entfachten sich vor allem in den Diskussionen um die Pluralisierung der Familienformen und die sog. Homo-Ehe als auch das Problem der zunehmenden Jugendkriminalität und des Rechtsradikalismus. Eine Vielzahl von Themen, in denen ihre zentrale Rolle als „Keimzelle der Gesellschaft“ zur Diskussion steht.

Das alles nicht mehr so selbstverständlich ist, und dass sich die bürgerliche Kleinfamilie in Veränderung befindet – darüber herrscht in vielen Artikeln Einigkeit. Weniger herrscht allerdings darüber, wie das zu erklären ist und wie politisch darauf reagiert werden müsste. Insgesamt macht ein Überblick jedoch deutlich, dass es politischen Handlungsbedarf gibt. Und so richten sich viele Forderungen an die (Regierungs-)Politik, den heterogen gelebten Realitäten von Familien Rechnung zu tragen und sozialpolitisch wie gesetzgebend einzutreten. Häufig steht dabei das fehlende Angebot von Kinderbetreuungseinrichtungen im Mittelpunkt, sozusagen als Scharnier für unterschiedlichste Problematiken, sowohl die gleichzeitige Berufs- und Erziehungstätigkeit von Gemeinsam- oder Alleinerziehenden, als auch veränderte Rollenbilder von Mütterlichkeit und Väterlichkeit realisieren zu können. In diesem Zusammenhang kommt der Unterschied der Situation und der Entwicklungen in Ost- und Westdeutschland zur Sprache. In Ostdeutschland wird dabei auf die (noch) besseren öffentlichen Angebote von Kinderbetreuungseinrichtungen hingewiesen, deren Fehlen in Westdeutschland auf ein traditionelleres Rollenverständnis hinweist. Oft wird auf die positiven Erfahrungen im europäischen Ausland wie Frankreich und Skandinavien hingewiesen, in denen die Geburtenrate bei hoher Berufstätigkeit von Frauen sehr viel höher ist als in Deutschland und sich mit der Einschätzung verbindet, dass es einen Kinderwunsch gibt, der jedoch aufgrund fehlender (materieller wie infrastruktureller) Ressourcen nicht gelebt werden kann.

Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Womit auch das Problem des Generationenvertrags und der demographischen Entwicklung in Deutschland angesprochen wäre. Dabei überwiegt die Einschätzung, durch familienunterstützende Maßnahmen eine Trendwende herbeiführen zu können.

Rechtliche Regelungen werden als wichtig und notwendig angesehen. Das betrifft vor allem alle bisher nicht geförderten und privilegierten familialen Formen: Alleinerziehende, Patch-work-, Nachfolge- oder homosexuelle Familien, deren prekäre Situation in bezug auf Erbrecht, Sorgerecht, Adoptionsrecht und Unterhaltsregelungen häufig skandalisiert wird.

Doch auch die Wirtschaftsunternehmen sind immer wieder Adressaten für Forderungen nach familienfreundlicheren Arbeitswelten. Gefordert werden betriebseigene Kinderbetreuung, flexiblere Arbeitszeiten oder weniger Mobilitäts- und Individualitätsanforderungen an die MitarbeiterInnen. In allen diesen Punkten muss etwas passieren.

Dabei kommen die Anforderungen, die ein verändertes Geschlechterverhältnis impliziert, sehr deutlich zum Tragen. Die zunehmende Berufstätigkeit von Frauen und damit verbunden, die abnehmende Bereitschaft, die Erziehungsaufgabe alleine zu bewältigen und ein neues Bild von Väterlichkeit werden oft als unvereinbar mit den neuen Herausforderungen eines globalisierten Arbeitsmarktes (Stichworte Mobilität und Individualisierung) eingeschätzt. Da ist dann sogar von der Notwendigkeit eines „neuen Geschlechtervertrages“ (managermagazin 10/00) die Rede.

Wenn die Zukunft der Familie in den Blick kommt, wird deutlich, dass sowohl die Politik als auch die Wirtschaft die Veränderungen der familialen Lebensformen und Geschlechterverhältnisse nicht länger ignorieren kann, wenn es zu einer Veränderung der Bevölkerungsentwicklung in Deutschland und der Ermöglichung des existierenden Kinderwunsches kommen soll.

Familie als „Keimzelle der Gesellschaft“

Die Debatten um die gesellschaftliche Rolle der Familie und welche familialen Formen auch vom Gesetzgeber als schützenswert anerkannt werden sollen, werden vor allem um die zunehmende Jugendkriminalität und Rechtsradikalismus, um neue Familien-Konstellationen sowie um die eingetragenen gleichgeschlechtlichen Partnerschaften geführt.

Gemeinsam ist vielen Beiträgen die Einsicht, dass Familie nicht als reine Privatsache angesehen werden sollte, sondern deren gesellschaftliche Bedeutung als eine zentrale Institution der Wertevermittlung gestärkt werden soll. Die Frage „Was ist Familie?“ – Titel einer Kampagne des LSVD (Lesben- und Schwulenverband Deutschland) und welche Konstellationen geeignet sind, Kinder zu verantwortungsvollen BürgerInnen zu erziehen und die gesellschaftlich notwendigen Werte wie Solidarität, Kommunikationskompetenz, Toleranz, Liebe und Geborgenheit zu vermitteln, wird sehr unterschiedlich beantwortet. Da werden Szenarien von der „Entzivilisierung und Infantilisierung“ (FAZ, 14.06.00) der heutigen Spaßgesellschaft gezeichnet, Ehe und Familie werden als die einzige kindgerechte Institution angesehen, „die Bedingungen der Freiheitlichkeit zu gewährleisten“ (Die Zeit, 11.01.01) oder dies alles als „Krisenpalaver“ (taz, 13.01.01) und die Familie zur größten gesellschaftlichen Projektionsfläche erklärt. Die BILD-Zeitung inszenierte im Mai diesen Jahres eine grundsätzliche Erziehungs-Debatte in Deutschland, die durch das Interview mit Doris Schröder-Köpf (Bildwoche, 08.05.01) angeregt wurde. Darin hat sie sich für eine strengere Erziehung und mehr Wertevermittlung in der Familie ausgesprochen. Ein Thema, das von der Presse stark aufgegriffen wurde. Ihrer Kritik an der Situation der Kinderbetreuung in Deutschland wurde jedoch weniger Beachtung geschenkt.

Deutlich machen die Debatten um den Wert der Familie und die Rolle der Erziehung, dass es nach wie vor ein umkämpftes Terrain ist. Angeregt durch die neuen oder mittlerweile sichtbar gemachten Ausdifferenzierungen familialer Lebensformen oder ungelöste Konfliktfelder, wie das aktuelle Problem der (rechtsradikalen) Gewalt bei Jugendlichen, wird der gesellschaftspolitische Stellenwert von Familie betont und diese damit ein Stück aus der Privatheit entlassen.

III. Forschungsstand

1. Erster allgemeiner Überblick

Gerade bei dem Thema Familie wäre eigentlich eine breite interdisziplinäre Ausrichtung der Forschung zu erwarten, spielen doch eine Vielzahl unterschiedlicher Aspekte eine bedeutsame Rolle, wie gesellschaftliche Arbeitsteilung, Erziehung, individuelle Entwicklungsprozesse, Recht etc. Analysen zur aktuellen Situation der Familie müssten, um dieser Komplexität des Gegenstandes gerecht zu werden, dementsprechend Forschungen aus verschiedenen Disziplinen, beispielsweise aus der Professionsforschung, der Pädagogik, der Psychoanalyse, des Rechts etc., zusammenführen. Um so überraschender ist, dass dies bislang in der Familiensoziologie nur selten der Fall ist. Dass wir in dieser Studie diese verkürzende Betrachtungsweise reproduzieren und uns ausschließlich auf die Familiensoziologie beziehen, ist ausgesprochen bedauerlich. Aufgrund der Kürze, der uns zur Verfügung stehenden Zeit, ist dies aber nicht zu ändern. Darüber hinaus fallen bei einem ersten allgemeinen Überblick über die vorhandene Forschung vier Punkte auf:

Veränderungen im Verständnis von Familie

Trotz vieler Differenzen teilen die meisten SoziologInnen die Annahme, dass Familie immer weniger als etwas natürlich Gegebenes oder als eine selbstverständliche gesellschaftliche Konvention verstanden werden kann. Sie ist gegenwärtig zu etwas geworden, das im Rahmen der jeweiligen Lebensbedingungen hergestellt werden muss. Die einzelnen Individuen müssen Arbeit und Aufmerksamkeit in diese Beziehung investieren. Die Unterscheidung in Verheiratete und Nicht-Verheiratete ist in dieser Hinsicht nicht länger relevant. Männer und Frauen müssen sich in jedem Fall für eine Lebensform entscheiden und diese Entscheidung mit ihren LebenspartnerInnen aushandeln. Familie wird als ein dynamischer Prozess gesehen, „in dem Ereignisse wie Zustandekommen oder Auflösung einer Partnerschaft“ (Vaskovics 1994, 13) konstitutiv sind. Mit dieser dynamischen Vorstellung von Familie verändern sich auch die Definitionen von Familie.

Um den Realitäten vieler Menschen gerecht zu werden, wird das Pramat der Ehe aufgegeben und statt dessen davon ausgegangen, dass Elternschaft Familie begründet. Die Begriffe „uneheliche Familien“ und „Fortsetzungsfamilien“ implizieren, dass die zusammenlebenden und verantwortlichen Eltern weder verheiratet noch leibliche Eltern von Kindern sein müssen, um als Familie bezeichnet zu werden. Die gelebten Beziehungen zwischen den Generationen und deren Dynamik treten in den Vordergrund – unabhängig davon, ob verwandtschaftliche Beziehungen bestehen oder nicht.

Dominanz der Individualisierungsthese in der Forschung als Erklärung für den Wandel

In einem Sonderheft der Soziologischen Revue (1994), in dem ca. 400 Buchpublikationen der interdisziplinären Familienforschung rezensiert wurden, um einen Überblick über den aktuellen Stand der deutschsprachigen Forschungsliteratur zu geben, stellt Vaskovics fest, dass der „Zustand der Theorienbildung in der Familienforschung“ defizitär ist (vgl. Vaskovics 1994, 15). In den meisten empirischen Untersuchungen der vergangenen Jahre sei zwar implizit ein theoretischer Bezug zu erkennen, aber eine Theorieidebatte gäbe es nicht. Gleichzeitig fällt bei der Lektüre familiensociologischer Arbeiten auf, dass die impliziten theoretischen Bezüge stark von einem Ansatz dominiert werden und zwar von der Theorie gesellschaftlicher Individualisierung. Burkart spricht sogar von einem Erklärungsmonopol der Individualisierungstheorie für den Wandel der privaten Lebensführung (vgl. Burkart 1997, 261).

Wenn in der Familienforschung auf die Individualisierungstheorie (und dessen prominentesten Vertreter Ulrich Beck) Bezug genommen wird, geschieht dies in der überwiegenden Zahl der Texte, um auf die wach-

sende Bedeutung individueller Autonomie gegenüber institutionellen Vorgaben und Bindungen an traditionelle Werte und Normen hinzuweisen. Die Freisetzung der Individuen aus diesen Vorgaben und Bindungen wird als Folge verschiedener für die Moderne charakteristische Entwicklungen begriffen (bürgerlicher Grundrechte, Ausweitung des Bildungs- und Berufssystems sowie des modernen Sozialstaates). Individualisierung bezeichnet dabei den Prozess, in dem die einzelnen Individuen Fähigkeiten entwickeln, die für sie richtigen und notwendigen biographischen Entscheidungen zu treffen (vgl. Burkhardt/Kohli 1989, 407). Die Abnahme normativer Verbindlichkeit eröffnet allerdings nicht nur Chancen, sondern sie erzeugt auch einen Zwang, über den individuellen Lebensweg zu entscheiden. Der zentrale *Widerspruch* (der in der überwiegenden Zahl der Untersuchungen unter Bezug auf Merton als *Anomie* bezeichnet wird) wird in den beschränkten Möglichkeiten gesehen, die gewünschten Lebensentwürfe auch umzusetzen. Wahl (1990) hat diese Situation als „Modernisierungsfalle“ bezeichnet. In Abhängigkeit von den zur Verfügung stehenden Ressourcen können die bestehenden Widersprüche besser bearbeitet werden. So wird auch verständlich, warum sich in unterschiedlichen sozialen Milieus und in unterschiedlichen Phasen der individuellen Lebensläufe verschiedene Lebensformen herausbilden (vgl. Burkhardt 1997).

Pluralisierung familialer Lebensformen oder Dominanzverschiebung?

Mit der These von der „Pluralisierung familialer Lebensformen“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, Beck-Gernsheim 1998) ist die Vorstellung verbunden, dass derzeit ein Prozess der Vervielfältigung von Familienformen stattfindet, es folglich heute mehr Formen gibt als früher. Festgemacht wird dies unter anderem an Phänomenen wie den Alleinerziehenden oder der Fortsetzungsfamilie. Demgegenüber wendet Nave-Herz (1997b, 36f.) ein, dass es schon immer viele verschiedene Formen von Familie gegeben hat. Was derzeit geschieht, ist eher eine Verschiebung der Dominanz.

Während lange Zeit das traditionelle Modell der bürgerlichen Kleinfamilie vorherrschend war, verliert es gegenwärtig seine Monopolstellung und andere Familienformen, die zuvor zwar existierten aber marginal waren, gewinnen zunehmend an Bedeutung. Der zu beobachtende Wandel ist Nave-Herz zufolge eher eine grundlegende Veränderung in der Struktur der Familie, also in den Beziehungen der Personen innerhalb der Familie (Nave-Herz 1997a, VIII; 1997b, 49).

Dieser für die Einschätzung der gegenwärtigen Prozesse folgenreiche Dissens ist nach wie vor ungelöst (Vaskovics 1997a). Auffallend ist, dass kaum Anstrengungen unternommen werden, genauer zu präzisieren, von welchen historischen Zeiten und welchen Familienformen jeweils die Rede ist bzw. was genau miteinander verglichen wird. Und zum anderen bleibt unklar, was jeweils mit Familienform gemeint ist. Handelt es sich wirklich um dieselbe Familienform, wenn eine Mutter alleinerziehend geworden ist, weil der Ehemann gestorben ist oder wenn eine Frau sich ganz bewußt entscheidet, alleinerziehend ein Kind zu bekommen? In einem ganz abstrakten Sinne ist das natürlich der Fall: beide Male handelt es sich um eine Familie bestehend aus einer alleinerziehenden Mutter mit Kind. Andererseits ist das, was da gelebt wird, möglicherweise eine Differenz ums Ganze. Was ist gewonnen, dies zwar als Veränderung der familialen Struktur, nicht aber als eine neue familiale Lebensform zu begreifen?

Nicht zuletzt diese Debatte zeigt, wie notwendig es für eine Einschätzung des aktuellen Wandels ist, einen kurzen Überblick zu geben über die Ergebnisse der historischen Familienforschung. Hier hat sich aufgrund zahlreicher Forschungen in den letzten Jahren ein neues Bild von der Geschichte der Familie entwickelt. Es rückt vieles in ein anderes Licht, was derzeit geschieht. Angesichts der aufgeladenen, teilweise ziemlich polemischen Diskussion über den Zerfall der Familie ist eine solche historische Einordnung zudem wichtig, um einige immer wieder angeführte Behauptungen über zentrale Funktionen von Familie zu relativieren.

2. Historische Familienforschung

Im folgenden werden einige der aktuellen Debatte immer wieder angeführten Argumente vor dem Hintergrund der Geschichte der Familie seit der Frühen Neuzeit (also ab dem 14. Jahrhundert) betrachtet. Natürlich kann dies hier nur in groben Zügen und generellen Tendenzaussagen geschehen:

Die These über die selbstverständliche und sichere Versorgung der älteren Menschen in der früheren „Großfamilie“

In der historischen Familienforschung ist inzwischen aufgrund vieler verschiedener Untersuchungen (vgl. Rosenbaum 1982b, Mitterauer/Sieder 1982, Segalen 1990, Wunder 1992) allgemeiner Konsens, dass die Großfamilie, also die Mehrgenerationenfamilie (Großeltern, Eltern, Kinder) in den westeuropäischen Ländern – anders als in den osteuropäischen Ländern – nicht vorherrschend war. Das idyllische Bild von der „Großfamilie“ erweist sich vielmehr als eine Erfindung der Geschichtswissenschaft und der Soziologie Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts. Vorherrschend war schon in der Frühen Neuzeit die Kernfamilie, also Vater, Mutter und (meist viele) Kinder.

Zudem trifft der Begriff der „Familie“ für die damalige Lebensform nicht wirklich zu. In der deutschen Sprache taucht das Wort „Familie“ überhaupt erst Ende des 18. Jahrhunderts auf. Davor lässt sich eher von „Haus“ bzw. „Haushalt“ sprechen: das bedeutet eine Kernfamilie sowie Mägde, Knechte und/oder Dienstboten, Verwandte, UntermieterIn etc., die zu diesem Haushalt gehören; es wird zusammen gearbeitet, gegessen und geschlafen, meist sogar in denselben Räumen (vgl. u.a. Ariès 1978, Mitterauer/Sieder 1982, Wunder 1992).

Selbst wenn zu einem Haushalt manchmal auch Großeltern gehörten, rückt sich die Vorstellung vom funktionierenden Generationenvertrag angesichts der meist sehr geringen gemeinsam geteilten Lebenszeit etwas zurecht. Im 18. Jahrhundert lag die Lebenserwartung zwischen 35 und 40 Jahren und im Schnitt hatten Menschen damals bereits im Alter von 29,5 Jahren, also meist kurz nach der eigenen Heirat, beide Eltern verloren (vgl. Segalen 1998, 52).

Der beklagte Mangel an Zeit, insbesondere der Mütter für ihre Kinder, aufgrund der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen

Wie die historische Familienforschung inzwischen ebenfalls zeigt, waren Frauen – jedenfalls in den unteren und mittleren Ständen bzw. Schichten – in früheren Zeiten voll in den produktiven Arbeitsprozess eingebunden. Wobei zu erinnern ist, dass sowohl der bäuerliche, der handwerkliche wie der protoindustrielle „Haushalt“ eine „Produktionseinheit“ waren (vgl. Mitterauer/Sieder 1982, Segalen 1990, Wunder 1992). Beide, Ehemann und Ehefrau, haben dabei sowohl produktive wie auch reproduktive Tätigkeiten ausgeübt. Obwohl dies – allerdings in anderer Form – eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung implizierte, gab es viele Arbeiten, die gemeinsam getan wurden oder direkt ineinandergriffen. Beide waren zudem materiell völlig aufeinander angewiesen (vgl. Wunder 1992, Segalen 1998).

Die Betreuung und Erziehung der Kinder fand neben und im Rahmen der täglichen Arbeiten statt und nur zu einem ganz geringen Teil durch die Eltern selbst. Häufig waren die Kleinkinder unter der Aufsicht von Ammen, Knechten, Mägden, also anderen Mitgliedern des Haushaltes. Zudem war es auf dem Land bis zum 18. Jahrhundert durchaus üblich, dass Kinder bereits im Alter von 7/8 Jahren die Eltern verließen, um bei Verwandten oder ihnen ganz fremden Leuten in Dienst zu gehen. Häufig haben sie ihre Eltern in ihrem Leben nie wieder gesehen (vgl. Segalen 1998). In den oberen Ständen war das insofern nicht viel anders, als auch hier die Kinder – allerdings aufgrund der öffentlich repräsentativen Lebensweise – ebenfalls vor allem von Kindermädchen, Dienstpersonal etc. betreut wurden. Von einer früher selbstverständlichen inten-

siven Betreuung der Kinder durch die Mutter im Gegensatz zu heute kann also über viele Jahrhunderte kaum die Rede sein.

Die These von der hohen Bedeutung intensiver emotionaler Beziehungen zwischen den Eheleuten und zwischen ihnen und ihren Kindern

Wie bekannt wurden Ehen früher vor allem aus materiellen Gründen geschlossen, was Gefühle der Liebe oder Zuneigung zwar nicht ausschloss, aber nicht zur Grundlage der Beziehung zwischen den Eheleuten machte. Grundlage waren materielle Motive bzw. zusammenpassende Arbeitskompetenzen. Ziel war vor allem die materielle Absicherung (vgl. Mitterauer/Sieder 1982, Segalen 1990, Wunder 1992).

Außerdem war selbst eine gute emotionale Beziehung zwischen den Eheleuten stets durch die stark patriarchale Struktur des Verhältnisses geprägt. So hatte eine Frau, um auf eine Formulierung Luthers zu rekrutieren, ihrem Mann als ihrem Oberhaupt gehorsam zu sein, sich ihm unterzuordnen, ihm nachzugeben, auch soll sie schweigen und ihn Recht behalten lassen, wenn es nicht gegen Gott ist. Der Mann wiederum soll seine Frau liebhaben, ihr etwas nachgeben und nicht zu streng ihr gegenüber handeln (Luther 1983, 132; siehe auch Roper 1995).

Deutlich wird an dieser Formulierung auch, dass die Anforderungen, die an die Frau gestellt werden, vor allem in ihren Aufgaben als Hausfrau und Gattin liegen, von ihrem Verhältnis zu den Kindern, also von einer bedeutsamen Rolle als Mutter ist nicht die Rede (vgl. Badinter 1980, Schütze 1991). Eine gute Frau zeichnete sich in erster Linie durch ihre Arbeitsfähigkeit aus. Wichtig ist auch ihr Gehorsam gegenüber dem Mann. Und natürlich soll sie auch Kinder gebären, aber mütterliche Fähigkeiten sind kein bedeutsames Thema. Zum einen war man nicht der Meinung, dass das Wohl der Kinder von der Mutter und deren Aufmerksamkeit und Zuwendung abhängt. Was sich ja auch im frühen Weggeben der Kinder ausdrückt. Zum anderen war die Beziehung zu den Kindern sehr stark durch ihre ökonomische Bedeutung geprägt: als Esser, aber vor allem als Arbeitskräfte. So wurden die Kinder schon sehr früh (meist schon mit 3/4/5 Jahren) in den alltäglichen Arbeitsprozess eingebunden. Sicherlich hatte auch die hohe Kinderzahl, insbesondere aber auch die hohe Kindersterblichkeit einen Einfluss auf die eher verhaltenen emotionalen Beziehungen zu den Kindern (vgl. Segalen 1990).

Die These von der Familie als Ort großer Intimität und Privatsphäre

Der Haushalt war bis weit in das 18. Jahrhundert hinein ein „offener Haushalt“ (Stone 1977). Zu ihm gehörten, wie gesagt, neben der Familie im engeren Sinne, also Eltern und Kindern, häufig eine noch weit größere Zahl an (verwandten oder nichtverwandten) Dienstleuten, die alle gemeinsam arbeiteten, aßen und schliefen. Räumliche Trennungen, die Ausbildung privater Sphären innerhalb des Haushaltes gab es für gewöhnlich nicht. Auch gegenüber der dörflichen oder städtischen Gemeinschaft waren die Haushalt offen und in ihrem Treiben für alle relativ transparent (Beispiel Ehegerichte im 16. Jahrhundert: Roper 1995).

Historisch besehen relativieren sich also eine ganze Reihe in der aktuellen Diskussion immer wieder vorgebrachter Beispiele, mit denen die gegenwärtigen Veränderungen als bedrohlicher Funktionsverlust der Familie skandalisiert werden und in denen zugleich die Familie früherer Zeiten idealisiert wird.

3. Das traditionelle Modell der bürgerlichen Kleinfamilie

Bevor im einzelnen auf den aktuellen Wandel der Familie und dessen Ausmaß und Tiefe eingegangen werden kann, gilt es nun noch einige der zentralen Strukturelemente in Erinnerung zu rufen, die die Form der traditionellen bürgerlichen Kleinfamilie charakterisieren.

Lange Zeit war es nicht nur für SoziologInnen sondern für die überwiegende Mehrheit der sozialen Akteure klar, was mit „Familie“ gemeint ist. Selbstverständlich ging man davon aus, dass es sich um ein verheiratetes verschiedengeschlechtliches Paar handelt, das in einem gemeinsamen Haushalt mit mindestens einem Kind lebt. In diesem Familienmodell wurde eine ideelle Einheit zwischen Ehe, Hausgemeinschaft, Elternschaft und Verwandtschaft unterstellt (vgl. Lüscher/Pajung-Bilger 1998).

Es wird idealiter aus Liebe und Zuneigung geheiratet, und die Ehe wird mit der Vorstellung von einer das gesamte weitere Leben umfassenden Perspektive geschlossen. Eine Scheidung ist nicht vorgesehen; im Gegenteil, sie wird stark sanktioniert und ist nur in Ausnahmefällen erlaubt. Die Beziehung ist streng monogam und verlangt das Bekenntnis absoluter Treue. Außerdem sind Ehe und Familie in der traditionellen Familie auf engste miteinander verbunden.

Sie umfaßt Eltern und mehrere Kinder, allerdings mit der Tendenz zur Kleinfamilie. Nur sehr selten wohnen noch weitere Personen in der Familie mit. Selbst wenn Hauspersonal existiert, was allerdings immer weniger der Fall ist, gehört es nicht mehr zur Familie. Zum erweiterten Kreis der Familie gehören direkte Verwandte mütterlicher- und väterlicherseits, je nachdem in größerer oder kleiner Zahl. Auch von diesen lebt normalerweise niemand mehr bei der Kernfamilie.

Die Familie wird zur Privatsphäre, zum Ort familialer Intimität, zum „trauten Heim“, zum Refugium und Bollwerk gegen das feindliche Außen. Das Zuhause wird mit Wärme, emotionaler Nähe, Sicherheit, Ruhe und Harmonie identifiziert, als Ort der Erholung und der Regeneration/Reproduktion; die öffentliche Sphäre wird im Gegensatz dazu mit Anonymität, Kälte, rationaler Distanz, Effizienz und Konkurrenz verbunden (vgl. Segalen 1998). So ist für Neidhardt noch Anfang der 70er Jahre in seinem bedeutsamen Aufsatz zur familialen Sozialisation, die „Familie eine Kleinstgruppe, die eine starke Reduktion sozialer (und eben auch kognitiver) Komplexität vollbringt. Abseits von den technischen Produktionsvollzügen des Berufsbereichs, distanziert von der Logik marktwirtschaftlicher Wettbewerbsökonomie, ausgespart vom Pluralismus der sozialen Ideologien, Weltanschauungen und Klasseninteressen, ist sie im Inneren frei von wesentlichen Aufgaben und fundamentalen Konflikten, die in modernen Gesellschaften aber gelernt und verstanden werden müssen“ (Neidhardt 1973, 216f.). Sie steht statt dessen für „Wärme“ und für die „Erfahrung liebvoller Zuwendung“ (siehe hierzu auch Hausen 1976 zur „Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“).

Die Struktur der traditionellen Familie ist entscheidend geprägt durch die moderne bürgerliche Trennung von Erwerbsarbeit und Familie und der damit verbundenen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung: Idealerweise ist der Mann Alleinverdiener und alleiniger Ernährer der Familie, der zur Arbeit fast die gesamte Zeit des Tages aus dem Haus geht und eigentlich nur seine Freizeit in/mit der Familie verbringt. Die Frau hingegen soll ausschließlich Hausfrau und Mutter sein. Ihre Erwerbsarbeit wird nur noch im Notfall akzeptiert und nur mehr als Zuverdienst angesehen. Als Hausfrau kommt ihr die Aufgabe des „home-making“ zu, die Herstellung eines gepflegten Heims mit einer gemütlichen Familienatmosphäre, die eine optimale Regeneration des Mannes sowie eine bestmögliche Entwicklung der Kinder erlaubt. Die Kultur des „Home, sweet home“ oder im deutschen des „trauten Heims“ entsteht (vgl. Segalen 1998, 40). Als Mutter hat die Frau sich ausschließlich um das Wohl der Kinder und um deren Erziehung zu kümmern. Diese brauchen nun, so wird gesagt, die bedingungslose Liebe der Mutter, um ihnen ein Gefühl von Geborgenheit und ‚Urvertrauen‘ zu vermitteln. Die Sozialisation der Kinder, die früher kein ausdrückliches Thema der Familie war, sondern einfach alltäglich geschah, wird jetzt zu ihrer zentralen Funktion. Genaugenommen reduziert sich, wie René König betont, die Familie auf ihre „rein familialen Leistungen“ (König 1974, 69). So zielt die Eheschließung auf die Familie, also auf die Geburt von Kindern: man heiratet, um Kinder zu bekommen. Hierin liegt der Sinn von Ehe und Familie.

Sowohl der besondere Nutzen, den diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie für die Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaftsformen hat, als auch die Widersprüche, die dieses bürgerli-

che Familienmodell gerade für Angehörige unterer Schichten produziert, wurden in der Frauenforschung der 70er Jahre herausgearbeitet (vgl. Kontos/Walser 1979, Böhnisch 1999). Weil das Einkommen vieler Unterschichtmänner für die Absicherung der Existenz einer Familie nicht ausreicht, können die Frauen ihre Berufstätigkeit nicht aufgeben und sich ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder widmen (siehe auch These von der „doppelten Vergesellschaftung“ von Becker-Schmidt 1987). Aus solchen Widersprüchen wird erklärbar, warum nicht alle Frauen und Männer die hegemoniale geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als ‚gutes Leben‘ anerkennen und sich nicht mehr den Zumutungen und Zuschreibungen dieser geschlechtsspezifischen Vergesellschaftungsform beugen wollen. Weil die hegemoniale Geschlechterkonzeption in unterschiedlichen Teilen der Gesellschaft unterschiedlich nützlich und befriedigend ist, ist sie in ihrer Dominanz auch unterschiedlich akzeptiert.

4. Einzelne Aspekte des Wandels der Familie

Verhältnis von Ehe und Familie

Steigende Scheidungszahlen, der Rückgang von Eheschließungszahlen, der dramatische Geburtenrückgang seit Mitte der sechziger Jahre (die Geburtenrate sank weit unter das Reproduktionsniveau) sowie die Zunahme von Haushalten ohne Kinder werden als maßgebliche Hinweise auf die Erosion der gesellschaftlichen Institution Ehe erachtet. Aufgrund dieser demographischen Entwicklung spricht Peuckert (1997) beispielsweise von der Krise der Ehe und Hoffmann-Nowotny (1991) prognostiziert sogar die Gesellschaft von Einzelgängern.

Eine ebenso verbreitete These ist, dass die Eheschließungszahlen sinken und die Ehescheidungszahlen steigen, weil die Ansprüche an die eheliche Beziehung steigen (vgl. zum Beispiel Kaufmann 1995). „Gerade weil die Beziehung zum Partner so bedeutsam für den Einzelnen geworden ist“, so Nave-Herz, und „weil man die Hoffnung auf Erfüllung einer idealen Partnerschaft nicht aufgibt, löst man die gegebene Beziehung – wenn sie konfliktreich und unharmonisch ist – auf“ (Nave-Herz 1990, 65).

Einig ist man sich darüber, dass es gesellschaftlich wesentlich akzeptierter ist als früher, eine Ehe aufzulösen oder als Paar zusammen zu leben, ohne verheiratet zu sein. Aufgrund der gestiegenen Akzeptanz von Scheidung geben gegenwärtig wahrscheinlich mehr Menschen als früher zu, dass ihre Ehe gescheitert ist (vgl. Schenk 1995). Paare, die ihre Beziehung als hoffnungslos ansehen, lassen sich eher scheiden als früher und legalisieren auf diese Weise das Scheitern ihrer Ehe. „Die Scheidungshäufigkeit ist nur insofern ein Krisensymptom für die Ehe, als sie die Zahl der tatsächlichen Ehezusammenbrüche spiegelt. Früher verdeckte eine rigide Scheidungsgesetzgebung diesen Zusammenhang und täuschte heile Verhältnisse auch da vor, wo sie nicht bestanden“ (ebd. S. 182f.). Mit anderen Worten, die Institution Ehe ist aufgrund der Scheidungszahlen nicht an sich in Frage gestellt, sondern als gesellschaftlich-konventioneller Zwang. Sie wird gelebt, weil und solange man es möchte bzw. kann und nicht, weil es sich so gehört und selbstverständlich ist.

Diese empirischen Befunde werden in den Kontext des Individualisierungstheorems gestellt. Dieser Theorie zufolge ändert sich im Laufe von Modernisierungsprozessen das Verhältnis der Individuen zu den Institutionen des öffentlichen Lebens (vgl. Kaufmann 1995). Weil die von Institutionen „eingeforderten Verbindlichkeiten“ nicht mehr von Entscheidungsdruck entlastend erfahren werden, sondern als Restriktionen im Hinblick auf die eigenen Wahlmöglichkeiten, werden sie von den sozialen Akteuren in Frage gestellt (vgl. ebd. S. 96). Das gilt nach Kaufmann insbesondere für die Verbindlichkeiten, die die private Lebensführung betreffen, also auch für Ehe und Elternschaft. Das Neue der aktuellen Situation wird darin gesehen, dass Optionen, wie sie die alte Familienordnung gerade nicht nahelegte oder auch normativ ausschloss, nun zugänglich sind und immer mehr Akzeptanz finden. Ehe und Elternschaft gelten nicht mehr als selbstverständlich.

ständliche Lebensperspektive, sondern avancieren zum Gegenstand freier Wahl und individueller Entscheidung. Früher waren „Schwellenereignisse“ (Sexualität, Haushaltsgründung, Familiengründung) mit der Heirat verknüpft. Heute gibt es diesen Automatismus oder diese „vorgeschrivenen Verknüpfungen“ nicht mehr: Frauen und Männer können Sexualkontakt haben, ohne verheiratet zu sein und ohne die Absicht zu verfolgen, ein Kind zu kriegen. Das heißt, die Ehe ist nicht mehr der einzige legitime Ort gemeinsamer Sexualität: Sexualität und Fortpflanzung sind entkoppelt. Männer und Frauen müssen nicht heiraten, um mit einem anderen Menschen zusammen zu leben. Die Ehe ist heute nicht mehr die einzige legitime Form einer auf Dauer gestellten Mann-Frau-Beziehung. Liebe wird zur Legitimation eines weiten Bereichs von Intimbeziehungen freigegeben: *Liebe und Ehe sind entkoppelt*. Traditionell ist Familie ohne Ehe undenkbar, die Ehe ist gleichsam Voraussetzung für Familie. Geheiratet wird, um Kinder zu bekommen. Weil Ehe auf Kinder, also auf Familie ausgerichtet ist, konnte sie nur einer Verbindung zwischen Mann und Frau zugesprochen werden. Heute lockert sich diese Beziehung: *Ehe und Elternschaft sind entkoppelt*. Frauen und Männer können auf Kinder verzichten, auch wenn sie verheiratet sind. Und umgekehrt können sie Kinder kriegen, ohne verheiratet zu sein. Schließlich sind *biologische und soziale Elternschaft entkoppelt*: Männer müssen nicht der biologische Vater und Frauen nicht die biologische Mutter von Kindern sein, mit denen sie zusammen leben. Und es ist akzeptierter als früher, wenn sich Ehepaare trotz gemeinsamer Kinder scheiden lassen. Die Ehe wird zwar von immer weniger Menschen als Voraussetzung empfunden, Kinder zu bekommen. Aber die überwiegende Mehrzahl heiratet spätestens nach der Geburt eines Kindes. Nach wie vor werden die meisten Kinder in Ehen geboren. Hier spielen formaljuristische Bedingungen wahrscheinlich eine große Rolle. Erst seit kurzem müssen Männer nicht mehr nachweisen, dass sie der biologische Vater sind, wenn die Mutter nichts anderes behauptet.²

Kaufmann spricht aufgrund dieser Entwicklung von einer „Kultur der Kontingenz“. Aufgrund des Zuwachses an „institutionalisierten Möglichkeiten“ ist es für Paare notwendig, sich über ihre Erwartungen an ihre und Vorstellungen von ihrer Beziehung zu verständern und Kompromisse auszuhandeln. Gegenwärtig sind die meisten ehemaligen Selbstverständlichkeiten der Institution Ehe Gegenstand von Aushandlungsprozessen.

Interessant ist in diesem Kontext, dass viele Paare, die nicht heiraten wollen, davon ausgehen, dass sich ihre ideelle Vorstellung von egalitärer Partnerschaft nicht mit einer institutionalisierten Form der Lebensgemeinschaft verbinden lässt. Eine Formalisierung ihrer Beziehung würde den konstitutiven Prozesscharakter stören (vgl. Schenk 1995). In diesem „anti-institutionellen Affekt“ (Wingen 1985) geht es um die Befreiung der Beziehung aus der Bevormundung durch die Institution. Dieser anti-institutionelle Zug findet sich nach Schenk auch bei den Paaren, die eine Heirat lange aufschieben, denn das Paar bedeutet sich auf diese Weise, dass nicht die Institution Ehe die gemeinsame Lebensgrundlage herstellt, sondern der gelingende Kommunikationsprozess (vgl. ebd. S. 222f.). In diesem Prozess werden die eigenen Strukturen, Normen und Werte gemeinsam entwickelt. Während das Ehepaar früher über eine gemeinsame materielle Existenzgrundlage untrennbar verbunden war, „so muß sich das heutige Paar seine gemeinsame immaterielle Basis selbst schaffen und kann dann seine Lebensaufgabe analog definieren – als Beitrag zum Wachstum des gemeinsamen Selbst“ (ebd. S. 210). Die Institution Ehe sei labil geworden, weil sie in Bezug auf die Wünsche, die die meisten Menschen an intime Sozialbeziehungen stellen (vor allem Glückserwartungen), keine Sicherheit bieten kann.

Während in den bisher beschriebenen Ansätzen Männer und Frauen gleichermaßen in den Wandel einbezogen werden, gibt es einen anderen Erklärungsansatz, der den Bedeutungswandel von Ehe und Familie mit der veränderten Situation von Frauen begründet. Unter Bezug auf die Individualisierungstheorie wird ein Zusammenhang zwischen der Öffnung des Bildungssystems in den 60er Jahren, der zunehmenden Quali-

2 Seit 1969 entspricht die rechtliche Stellung des nichtehelichen Kindes weitgehend dem ehelichen. Damals hat der Gesetzgeber das in der Verfassung stehende Grundgesetz, „den unehelichen Kindern die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwicklung zu schaffen, wie den ehelichen Kindern“ (Abs. 5 von Art. 6), durch eine Reform des Nichtehelichen-Rechts erfüllt.

fikation von Frauen und ihrem „Familienbildungsverhalten“ angenommen. Beck (1996) spricht sogar von einer „Feminisierung“ der Bildungschancen. Frauen werden nach Beck aus den Vorgaben ihres „weiblichen Ständeschicksals“ zunehmend freigesetzt, weil sie mehr Chancen haben, berufstätig zu sein. Da sie aufgrund ihres Bildungsstatus ökonomisch unabhängiger werden, stehen ihnen neben der Versorgerehe nun andere Optionen zur Gestaltung ihres Lebens zur Verfügung.

Aber während Beck (1996) und Beck-Gernsheim (1986, 1998) den Wandel mit den neu entstandenen Möglichkeiten der Frauen in Verbindung bringen, wird von anderer Seite die Betonung auf das neue Selbstverständnis von Frauen und deren Normen und Werte gelegt. Peuckert (1997) begründet beispielsweise die „seit Mitte der sechziger Jahre belegbaren Auflösungstendenzen von Ehe, Familie und Partnerschaft“ mit dem Übergreifen des Individualisierungsprozesses auf den *weiblichen Lebenslauf*. Verändert hätten sich in erster Linie die „Bewußtseins- und Persönlichkeitsstrukturen“ von Frauen. Sie wollen sich im Beruf verwirklichen, ökonomisch unabhängig sein und ihre Ansprüche an ein gutes, „emotional ausgefülltes Zusammenleben“ sind gestiegen (vgl. ebd. S. 288). Frauen seien „unduldsamer“ geworden und nicht mehr selbstverständlich bereit nachzugeben, Beziehungsarbeit zu leisten und für Ausgleich zu sorgen. Weil sich die Erwartungen der Frauen häufig nicht umsetzen lassen, werden sie Opfer von „Modernisierungsfallen“.³ Es kommt zu „Frustrationen, Verunsicherungen, zu Resignation und zu einem erhöhten Konfliktpotential in Zweierbeziehungen“ (Peuckert 1997, 307).

Auch wenn Peuckert das nicht explizit sagt, so bekommt man dennoch den Eindruck, dass es die Erwartungen und Lebensentwürfe der Frauen sind, die die Institution der Ehe so labil machen. Nicht in Erwägung gezogen wird, dass sich auch die Einstellungen und Ansprüche der Männer verändert haben (können). Denkbar ist auch, dass die Partnerschaft schwierig wird, weil Männer nicht mehr Alleinernährer sein und Zeit mit ihren Kindern verbringen wollen. Zum anderen impliziert die Darstellung, dass die traditionelle Ehe frei von Widersprüchen und partnerschaftlichen Konflikten war. Diese entstehen Peuckerts Darstellung zufolge erst dann, wenn Individualisierung und Modernisierung auf weibliche Biographien durchschlagen.

Dass aufgrund des Bildungsstandes der Frauen weniger Ehen geschlossen werden, hat vielleicht für eine gewisse Zeit nach der Bildungsreform in den 60er gegolten. Gegenwärtige Untersuchungen zeigen, dass Ausbildung und qualifizierte Erwerbstätigkeit von Frauen nicht notwendig Familiengründung verhindert. Im Gegenteil stellen sie wichtige Ressourcen für die Bewältigung der mit einer Familiengründung einhergehenden Risiken dar. Nach einer Untersuchung von Huinink (1995) lassen „nicht ausgebildete Ehefrauen“ eine längere Zeit bis zur Geburt eines ersten Kindes verstreichen, weil für sie mit der familienbedingten Erwerbsunterbrechung viele Risiken verbunden sind.

Nichteheliche Lebensgemeinschaften

Mit dem Begriff der nichtehelichen Lebensgemeinschaft sind nicht miteinander verwandte oder verheiratete Paare unterschiedlichen Geschlechts (homosexuelle Lebensgemeinschaften werden statistisch noch nicht erfaßt) gemeint, die in Haushalten dauerhaft zusammen leben. Nach Schätzungen aus Ergebnissen des Mikrozensus hat sich zwischen 1972 und 1995 im früheren Bundesgebiet die Zahl dieser Lebensgemeinschaften von etwa 137 000 auf 1,3 Millionen Paare verzehnfacht. Insgesamt lebten 1995 in Deutschland

3 Wahl beschreibt eine Kluft zwischen „internalisierten Verheißen von selbstbewußter Autonomie, Familienglück und gesellschaftlichem Fortschritt einerseits und (...) realen Erfahrungen verweigerter Anerkennung, mißachteter Menschenwürde und beschädigtem Selbstbewußtsein in Familie und Gesellschaft andererseits“ (Wahl 1989, 16). Die Gleichheitserwartungen, die die Frauen der jüngeren Generationen haben, stehen den verschiedenen Ungleichheitserfahrungen im privaten und beruflichen Bereich gegenüber: Sie übernehmen trotz Erwerbstätigkeit immer noch den größeren Anteil der Hausarbeit, sie werden auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist nach wie vor individuell von Frauen zu lösen.

rund 1,7 Millionen Paare in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft. In ungefähr 73% dieser Haushalte lebten keine Kinder. Das bedeutet, dass sich diese Beziehungen eher selten zu nichtehelichen Familien erweitern. Allerdings besteht hier ein markanter Unterschied zwischen dem früheren Bundesgebiet und den neuen Ländern. 1995 lebten in Ostdeutschland 52% aller nicht ehelichen Lebensgemeinschaften mit den ledigen Kindern eines Partners oder beider Partner im Haushalt (einschließlich Stief-, Adoptiv- und Pflegekinder). In Westdeutschland traf dies nur auf 19,8% zu.

- 1995 lebten in Deutschland
- 8,2% aller 18- bis 24jährigen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft
- 11,3% aller 25- bis 34jährigen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft
- 4,4% aller 35- bis 54jährigen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft
- 1,9% aller 55jährigen und älteren Menschen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft

Die zur Verfügung stehenden Daten täuschen darüber hinweg, dass die Beziehungen, die unter dieser Lebensweise zusammengefaßt werden, keine homogene Kategorie bilden. Es gibt keine Kriterien, nach denen man von vornherein kurzfristige Liebesverhältnisse von dauerhaften Lebensgemeinschaften unterscheiden kann. Um diesem Problem zu begegnen wird in vielen Untersuchungen eine Dauer festgelegt, die ein Paar mindestens zusammen in einem Haushalt verbracht haben muss, um als nichteheliche Lebensgemeinschaft zu gelten.

Das „Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit“ hat bereits 1983 eine repräsentative Studie über nichteheliche Lebensgemeinschaften durchgeführt, um herauszufinden, wer die Menschen sind, die in dieser spezifischen Form zusammen leben und welche Beweggründe sie haben. Es kann vermutet werden, dass hinter dem staatlichen Interesse an dieser Beziehungsform auch die Sorge um die Institution der Ehe stand. Die Sorge bezieht sich auf die Zukunft bzw. auf die Frage was wäre, wenn sich immer mehr Menschen dazu entscheiden würden, ohne Trauschein und/oder ohne gemeinsamen Haushalt zu leben. Schenk (1995) weist darauf hin, dass ein Ergebnis dieser Studie für Erleichterung sorgen konnte: eine große Zahl der Befragten sah die von ihnen gewählte Lebensform nicht als andauernde Alternative, sondern als Vorstufe zu einer späteren Ehe. Demnach sind diese nichtehelichen Lebensgemeinschaften eigentlich „voreheliche Lebensgemeinschaften“ oder „Ehen auf Probe“.

Bezieht man sich auf die Lebensläufe von Personen, so besitzt dieses Ergebnis nach wie vor hohe Plausibilität. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft hat vor allem die frühe Ehe abgelöst. Männer und Frauen haben früh sexuelle Beziehungen, gehen stabile Bindungen ein und gründen einen gemeinsamen Haushalt, ohne vorher zu heiraten. Häufig sind die Paare zu diesem Zeitpunkt noch in einer Ausbildung. Sie planen manche Dinge gemeinsam, andere Entscheidungen betreffen eher den individuellen Lebensweg. Man lebt gemeinsam, aber will (noch) keine Kinder bekommen und verhütet deshalb konsequent. Die Finanzen werden trotz gemeinsamen Haushalts getrennt und die eingebrachten Güter den PartnerInnen zugeordnet (vgl. Vaskovics/Rupp 1995).

Beinahe alle Studien beschreiben, dass die nichteheliche Lebensgemeinschaft von den sozialen Akteuren als wichtige Phase im Lebenslauf begriffen wird, in der die gegenseitigen Ansprüche an die Beziehung geklärt werden. Bevor man sich auf größere Abhängigkeiten einlässt, will man sicher gehen, dass die eigenen Vorstellungen und Ansprüche mit denen des Partners oder der Partnerin übereinstimmen. Das gilt nicht nur für Menschen in der Postadoleszenz, sondern auch für nichteheliche Lebensgemeinschaften, in denen

die Paare, in sozio-ökonomischer Hinsicht gut situiert sind, einer Erwerbstätigkeit nachgehen und deshalb finanziell unabhängig sind (Vaskovics/Rupp ebd. S. 193).⁴

Befragungen von nichtehelichen Paare ergaben, dass die meisten eine Heirat zu einem späteren Zeitpunkt nicht ausschließen und das tatsächliche Heiratsverhalten weitgehend dieser erklärten Absicht entspricht (vgl. Kaufmann 1995).⁵ Der Hauptgrund, warum eine nichteheliche Beziehung in eine Ehe umgewandelt wird, ist die Entscheidung Kinder zu bekommen.⁶ Diese nach wie vor bestehende Verknüpfung von Ehe und Elternschaft wird von der Tatsache unterstrichen, dass der überwiegende Teil der Alleinerziehenden sowie der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern aus Geschiedenen oder Verwitweten besteht (Nave-Herz 1988).

Gerade weil die nichtehelichen Lebensgemeinschaften in der überwiegenden Zahl der Fälle in eine eheliche Lebensgemeinschaft übergehen, sind sie gesellschaftlich weitgehend akzeptiert (vgl. Klein 1999). Mit der nichtehelichen Lebensgemeinschaft als Übergangsphänomen wird die Vorstellung verbunden, dass die Scheidungsrisiken von Ehen junger Leute auf diese Weise gesenkt werden können. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft wird häufig als „sinnvolle Strategie“ für Paare betrachtet, so lange sie keine Elternschaft beabsichtigt (vgl. Huinink 1995, 352f.). Es wird offenbar zunehmend als immer leichtsinniger eingestuft, einen Menschen zu heiraten, mit dem man nicht eine Weile zusammen gelebt hat – „so wie es früher umgekehrt als leichtsinnig galt, für Frauen zumal, sich vor der Ehe auf sexuelle Beziehungen einzulassen“ (vgl. Schenk 1995, 214).

In einer Reihe von Arbeiten wird weniger auf die Dauer von nichtehelichen Lebensgemeinschaft abgehoben, als auf die Bedeutung dieser Beziehungsform für die sozialen Akteure. Auch wenn diese Beziehungsform häufig nur in einer bestimmten Phase des Lebens eingegangen wird, so geht es für die Beteiligten um mehr als nur um die Suche nach einem Partner oder einer Partnerin (vgl. Lenz 1997). Der Eigenwert dieser Paarbeziehung wurde besonders eindrücklich von Schenk (1995) beschrieben.

Zunächst wendet Schenk ein, dass sich anhand der empirischen Daten nur schwer entscheiden lässt, ob es sich bei einer nichtehelichen Lebensgemeinschaften um eine „Ehe auf Probe“ oder um eine Alternative zur Ehe handelt. „Potentiell ist jedes Zusammenleben ohne Trauschein sowohl das eine wie auch das andere. Erst, wenn ein Paar sich entscheidet, seine Beziehung zu legalisieren, wird sozusagen im nachhinein aus einer nichtehelichen eine voreheliche Lebensgemeinschaft“ (ebd. S. 215). Darüber hinaus würde aber auch ein qualitativer Unterschied zu früheren „Verlobnissen“ bestehen. Die Partner einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft geben sich heute kein verbindliches Eheversprechen. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass das Paar bereits in einer faktischen Ehe lebt: sie haben andauernde sexuelle Beziehungen und führen einen gemeinsamen Haushalt.

Im Mittelpunkt dieser Lebensgemeinschaft steht, wie bereits beschrieben, die Bemühung, um den gemeinsamen Aufbau einer für beide Partner tragbaren Beziehung. Paare müssen aus ihren „komplizierten und widersprüchlichen Bedürfnissen nach Nähe und Distanz, nach Verschmelzung und Abgrenzung ein sich selbst tragendes soziales System“ aufbauen. Im Unterschied zur früheren traditionellen Sachehe, in der es

4 Vaskovics/Rupp (1995) haben in ihrer Studie Entwicklungen und Verläufe von partnerschaftlichen Beziehungen untersucht, um herauszufinden, ob es sich um eine „Dauerinstitution“ oder um Stadien innerhalb moderner Beziehungskarrieren handelt. Im Mittelpunkt ihres Interesses stand die Frage, unter welchen Bedingungen sich Paare für die eine oder andere Lebensform entscheiden. Weil es außerdem um die Frage ging, unter welchen Bedingungen Familien gegründet werden, wurden Personen im gebärfähigen Alter, die noch ledig sind und keine Kinder haben und mindestens seit einem Vierteljahr zusammen leben befragt.

5 Kaufmann (1995) hat in einer Längsschnittstudie herausgefunden, dass 56% der bestehenden nichtehelichen Lebensgemeinschaften als Übergangsphänomen zur Ehe (unter Berücksichtigung des erklärten Ehwillens), 37% als Prüfstadium vor der Ehe (die Frauen dieser Gruppe waren sich nicht darüber im klaren, ob sie ihren Partner heiraten wollen) und nur in 6,4% aller Fälle als Äquivalent zur Ehe (keine Absicht, den Partner zu heiraten) betrachtet werden.

6 Andere Gründe für die Umwandlung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft in eine Ehe sind: die Beendigung einer Ausbildung oder ein sicherer Arbeitsplatz, symbolische Gründe oder der Wunsch, dem Druck der nach wie vor bestehenden Konventionen auszuweichen (vgl. Schenk 1995).

in erster Linie um die Arbeit ging, die nur gemeinsam bewältigt werden konnte. Heute müssen Partner erst im Prozess der Beziehung herausfinden, was sie voneinander wollen. „Das Thema der Paarbeziehung ist die Beziehung selbst“ (ebd. S. 214).

In dieser Hinsicht ist das eheliche Paar vor dieselbe Aufgabe gestellt. Und umgekehrt stellen sich die Aspekte und Phänomene, die eine formale Ehe schwierig machen, auch in jeder längerfristigen nicht legalisierten Beziehung her. Weder eine Ehe noch eine nichteheliche Lebensgemeinschaft muss ewig dauern. „Die Verbindlichkeit wächst mit der faktischen Dauer, besonders dann, wenn sie als befriedigend erlebt wird. Je länger eine Beziehung andauert, desto schwieriger wird es, sich zu trennen“ (ebd. S. 227). Damit argumentiert Schenk gegen die weit verbreitete Annahme, dass nichteheliche Lebensgemeinschaften im Unterschied zu Ehen jeder Zeit aufgekündigt werden könnten. Diese Annahme würde formale Ordnungsprinzipien überbewerten. Die meisten Menschen würden sich dann aus einer Lebensgemeinschaft lösen, „wenn ihnen aufgrund einer schon lange gestörten Kommunikation ein verzerrtes und erstarrtes Bild ihrer selbst zurückgespiegelt wird“ (ebd.).

Das heißt, geht man von der Bedeutung der Paarbeziehung aus, macht die Unterscheidung von Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften nicht länger Sinn. In eine ähnliche Richtung argumentiert Nave-Herz (1988), wenn sie herausstellt, dass sowohl die Ehe als auch die nichteheliche Lebensgemeinschaft auf „emotionale Bedürfnislagen“ spezialisiert ist. Die Unterscheidung in Paare mit Kindern und ohne Kinder tritt hinter die Unterscheidung der Qualität verschiedener Beziehungsformen zurück.

Auch für verheiratete Paare mit Kindern hat die Partnerschaft eine andere Bedeutung als die Elternschaft. Dieser Aspekt wurde in der Familiensoziologie häufig übersehen. Partnerschaft und Elternschaft wurden nicht explizit als zwei unterschiedliche Beziehungsmuster und -ebenen der Familie unterschieden (vgl. Tyrell/Herlth 1994). Erst in dem Moment, wo diese Differenz in den gelebten Beziehungen sichtbar wird (Paare, die keine Kinder kriegen oder sich erst spät dazu entscheiden) wird sie auch von SoziologInnen analysiert.

Tyrell/Herlth (1994) beschreiben die Unterschiede zwischen den Beziehungsmustern der Partnerschaft und der Elternschaft. Die Partnerschaft ist zum Beispiel „personell enger geschnitten“ und „mißt ihr Glück oder Unglück an eigenen, der Elternschaft gegenüber ganz transzendentalen Ansprüchen“ (ebd. S. 4). Die Elternliebe, auch die Mutterliebe, so Tyrell/Herlth, sei mit ihren normativen und stark altruistischen Untertönen eine andere „Liebessorte“ als die Liebe innerhalb einer Intimbeziehung zwischen einem Mann und einer Frau. Bei der Partnerschaft geht es um eine revidierbare Personenwahl, bei der Elternschaft gibt es weder die Möglichkeit der Wahl noch der Abwahl der jeweiligen Personen. Jede Familiengründung würde ein (heutzutage riskant gewordenes) Koppelungsmanöver darstellen. Die Koppelung von Partnerschaft und Elternschaft wird komplizierter, weil sich die Vorstellungen von und Erwartungen an die beiden Beziehungsmustern unabhängig voneinander weiter entwickeln. Während die Labilität der Partnerschaft zunehmend Akzeptanz findet, wird gleichzeitig für die Elternschaft um des Kindes Willen Bindung gefordert.

Scheidung

1950 wurden 750 452 Ehen geschlossen.	1950 wurden 134 600 Ehen geschieden
1960 wurden 689 028 Ehen geschlossen	1960 wurden 73 418 Ehen geschieden
1970 wurden 575 233 Ehen geschlossen.	1970 wurden 103 927 Ehen geschieden
1980 wurden 496 603 Ehen geschlossen	1980 wurden 141 016 Ehen geschieden
1990 wurden 516 388 Ehen geschlossen	1990 wurden 154 786 Ehen geschieden
1995 wurden 430 534 Ehen geschlossen	1995 wurden 169 425 Ehen geschieden
1999 wurden 430 674 Ehen geschlossen	1999 wurden 190 590 Ehen geschieden

Diese Daten des Statistischen Bundesamtes beziehen sich auf das gesamte Bundesgebiet beziehungsweise in der Zeit vor der Wiedervereinigung auf das frühere Bundesgebiet und die DDR zusammen.

Betrachtet man die statistischen Daten der geschiedenen Ehen im Verlauf der letzten Jahrzehnte, so kann zunächst festgehalten werden, dass die Scheidungszahlen seit den 60er Jahren massiv angestiegen sind. Selbst die Extremwerte in der Nachkriegszeit sind seit den 80er Jahren weit übertroffen. In der DDR lag die Scheidungshäufigkeit durchwegs höher als im früheren Bundesgebiet. Rund 30% der heute geschlossenen Ehen werden mit einer Scheidung enden. Aber da die Heiratsneigung gesunken ist, das durchschnittliche Heiratsalter gestiegen ist und in der Regel frühzeitig geschlossene Ehen besonders scheidungsanfällig sind, wird spekuliert, dass die Scheidungshäufigkeit bei gleichbleibenden Bedingungen wieder abnehmen müsste. „Sollte dieser Effekt nicht eintreten, müßte selbst ein Stagnieren der Scheidungshäufigkeit als Symptom weiter zunehmender Instabilität der Ehen gewertet werden“ (Kaufmann 1995, 118).

Ehescheidung ist eine formale ‚Vertragskündigung‘ und insofern nicht das gleiche, wie eine Trennung eines nicht verheirateten Paares. Dennoch können die in der Familienforschung untersuchten Aspekte dieses Phänomens, das sind in erster Linie Ursachen und Folgen von Scheidung, auf Trennungen von unehelichen Paaren mit Kindern übertragen werden. Denn die Ursachenforschung konzentriert sich vor allem auf die Paarbeziehung und die Folgeforschung auf die Kinder.

Alle Untersuchungen gehen davon aus, dass es sich bei Scheidungen um ein eher kompliziertes Zusammenspiel von verschiedenen Aspekten handelt. Dennoch werden einige zentrale Gründe für Scheidungen hervorgehoben:

- Die Ehescheidungsgesetze wurden liberalisiert.
- Weiter oben haben wir bereits darauf hingewiesen, dass Scheidung heute gesellschaftlich wesentlich akzeptierter ist als früher. Es wurde erwähnt, dass das wahrscheinlich nicht unerheblich dafür ist, warum Männer und Frauen nicht mehr um jeden Preis an schwierigen Partnerschaften und Ehen festhalten.
- Nave-Herz betont die Steigerung der psychischen und affektiv-emotionalen Anforderungen an die Ehe (vgl. Nave-Herz 1990, 138). Nicht der Bedeutungsverlust, sondern idealisierte Vorstellungen von Ehen führen heute schneller zu unerfüllten Bedürfnissen und damit zu Spannungen in ehelichen Beziehungen. Verhaltensweisen und Eigenschaften des Partners bzw. die Art der Beziehung wird zum Maßstab einer gelungenen Ehe. Die ‚klassischen‘ Scheidungsgründe (Gewalt, Alkohol- und Drogenprobleme, finanzielle Schwierigkeiten) treten deshalb hinter das Maß der Zufriedenheit mit gegenseitiger Wertschätzung, Kommunikationsverhalten, Entfaltungsmöglichkeiten und Monotonie im Alltag zurück.⁷
- Schließlich spielt die gestiegene ökonomische Unabhängigkeit von Frauen eine Rolle. Beck und Hartmann (1999) belegen in ihrem Text anhand statistischer Daten die These, dass die Erwerbstätigkeit der Ehefrau die eheliche Instabilität erhöht und umgekehrt, durch die Wahrnehmung eines erhöhten Scheidungsrisikos der Anreiz für Ehefrauen wächst, erwerbstätig zu sein. Frauen, die das Scheitern ihrer Ehe antizipieren, versuchen durch Erwerbstätigkeit ihre ökonomische Unabhängigkeit zu sichern (vgl. auch die These vom Schneeballeffekt von Beck-Gernsheim 1998, 40f.).
- Kaufmann weist außerdem auf die negative Auswirkung von externen Anforderungen auf Ehen hin. „Ehen mit häufigen beruflichen und räumlichen Veränderungen (Umzügen) weisen ein deutlich höheres Scheidungsrisiko auf als Ehen, die unter geringem äußeren Veränderungsdruck stehen (Kaufmann

7 In Befragungen wird am häufigsten der Vorwurf der ehelichen Untreue genannt. Alle anderen von Männern genannten Gründe liegen unter der 10-Prozent-Grenze (Diekmann/Klein 1991). Auch Frauen nennen „eheliche Untreue“ und „Abwenden von der ehelichen Gemeinschaft“ von allen Scheidungsgründen am meisten. Aber über 40% nennen auch andere Dinge, die zum Scheitern der Ehe geführt haben: Gewalttätigkeit, Alkoholismus, Gleichgültigkeit.

1995, 119). Nave-Herz hat allerdings herausgefunden, dass die gleichen Lebensbedingungen sehr unterschiedlich von Individuen verarbeitet werden (Nave-Herz 1990, 137). Das hat sich vor allem in Bezug auf die Belastung ehelicher Beziehungen durch Arbeitszeitstrukturen (Schichtarbeit, Arbeitslosigkeit, berufliche Mobilität) gezeigt. Diese Bedingungen können eine ohnehin schwierige Situation zwischen Ehepartnern zusätzlich belasten und dann zur Scheidung führen, aber sie treten nicht als einzelne Faktoren in Scheidungsprozessen auf.

In der Folgeforschung wird allgemein davon ausgegangen, dass Scheidungen die betroffenen Personen dauerhaft beeinträchtigen. Im Fokus des Interesses stehen allerdings die Kinder. Napp-Peters (1995) hat 150 Scheidungsfamilien über zwölf Jahre begleitet. Für alle Kinder stellte die Scheidung anfangs eine traumatische Erfahrung dar. In den ersten beiden Jahren wurde bei jedem vierten Kind von anhaltenden Verhaltensstörungen berichtet. Selbst zehn Jahre später haben von diesen Kindern 75% große Probleme, den Alltag zu bewältigen und längerfristige Perspektiven für ihr Leben zu entwickeln.

Mittlerweile setzt sich die Vorstellung durch, dass nur das Ehesystem durch die Scheidung gelöst wird, das Eltern-Kind-System aber nicht. Lüscher/Pajung-Bilger (1998) haben darauf hingewiesen, dass familiale Beziehungen unauflösbar sind, und deshalb auch nach einer Scheidung die unausweichliche Notwendigkeit besteht, sie zu gestalten – auch wenn diese Beziehungen konfliktgeladen sind. Das macht Scheidungen für SoziologInnen interessant. Es handelt sich um Situationen, in denen Routinen unterbrochen und Normen des Zusammenlebens außer Kraft gesetzt werden. Familiale Regeln, Vorstellungen, die mit dem Begriff der Familie verbunden werden, Handlungsweisen und alltagspraktische Bedeutung familialer Beziehungen müssen neu überdacht und definiert werden. Lüscher/Pajung-Bilger haben hierzu Interviews mit Geschiedenen im mittleren Lebensalter geführt. Deutlich wird an diesen Interviews, dass das Ereignis ‚Scheidung‘ nicht für sich alleine bewertet werden kann, sondern vielmehr entscheidend ist, wie innerhalb der Familie Beziehungen gestaltet und Krisen verarbeitet werden.

Familiale Arbeitsteilung

Was noch vor kurzem undenkbar war, eine alltägliche Beteiligung der Männer bzw. Väter an Hausarbeit und Kindererziehung, beginnt sich ganz allmählich zu entwickeln. Allerdings ist die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität immer noch sehr groß. Diese Diskrepanz scheint für viele der Gradmesser für die Veränderungen im Geschlechterverhältnis zu sein (vgl. Sauter 2000, 28).

In den 80er Jahren wurde diese Diskrepanz als Beleg für den Fortbestand geschlechtsspezifischer Ungleichheiten angeführt. Dabei ging es zum Teil recht polemische zu. Pfrang (1987) schrieb beispielsweise, dass der Mann „Verhinderer der Entfaltungsmöglichkeiten der Frau“ sei. Er propagiere Partnerschaft, sei aber „zuhause immer noch stinkfaul“ (ebd. S. 67).

Matzner (1998) stellt dieser, aus seiner Sicht ideologisch gefärbten Position, in seiner Untersuchung über alleinerziehende Väter eine andere Interpretation entgegen. Seiner Darstellung zufolge können und wollen Familien nicht auf die Erwerbstätigkeit der Männer verzichten, weil ihr Einkommen höher ist. Das heißt, Männer bleiben aufgrund geschlechtsspezifischer Vor- und Nachteile auf dem Arbeitsmarkt die Hauptverdiener. Deshalb können sie sich nach Matzner nur am Abend oder am Wochenende um die Kinder kümmern. Unter Bezug auf die Zeitallokationsstudien von Rosenkranz u.a. (1998) stellt Matzner fest, dass Väter sich trotz ihrer Berufstätigkeit ihren Kindern widmen. Sozialstrukturelle Faktoren, wie Einkommen und Bildung, haben nach Rosenkranz u.a. weniger Einfluss auf die mit den Kindern verbrachte Zeit, als ihre Einstellungen und Lebensorientierungen. Stark familienorientierte Väter engagieren sich demnach mehr im Bereich der Hausarbeit und nehmen sich mehr Zeit für ihre Kinder als freizeitorientierte Väter (Rosenkranz u.a. 1998, 62f.).

Seit den 90er Jahren rücken in diesem Zusammenhang die rechtlichen Regelungen der Beziehungen zwischen Familienmitgliedern stärker in den Mittelpunkt. Es geht um die Frage, welche Veränderungen im Kinderschafts-, Sorge- und Familienrecht eingeklagt oder abgelehnt werden sollen. Männern, die ‚lediglich‘ beteuern, dass es für sie wichtig ist, an der Erziehung ihrer Kinder teilzuhaben, sollen keine Rechte zugesprochen werden. Stein-Hilbers (1991) bemerkt beispielsweise, dass Männer Rechte wollen, ohne Pflichten zu übernehmen. Sie seien nicht bereit, berufliche Einbußen in Kauf zu nehmen. Weil Männer auf ihre Vorteile bedacht sind und der Beruf für sie nach wie vor oberste Priorität hat, bleibt trotz veränderter Vorstellungen alles beim alten (vgl. Stein-Hilbers 1991). Fthenakis (1993) fordert hingegen, dass bei Sorgerechtsentscheidungen die veränderte soziale Praxis von Vätern berücksichtigt werden soll. Hinweise auf diese Veränderungen sind seines Erachtens der Vaterforschung zu entnehmen.

Auch wenn es nach wie vor Diskrepanzen zwischen Reden und Verhalten gibt, so kann festgestellt werden, dass inzwischen immerhin – im Unterschied zu früher – verschiedene Varianten von halb, fast oder ganz realisierter Gleichberechtigung in der familialen Arbeitsteilung vorkommen. Allerdings muss dabei zwischen Hausarbeit und Kinderbetreuung unterschieden werden, ebenso ist dies – anders als dies Rosenkranz u.a. (1998) gewichten – schichtspezifisch sehr unterschiedlich.

Bei einem Blick auf die soziologische Forschungsliteratur fällt auf, dass zu dieser Frage, obwohl sie gerade für die aktuelle Entwicklung der Familie ein ausgesprochen bedeutsames Thema ist, derzeit sehr wenig geforscht wird. Frühere empirische Erhebungen (vgl. Krüger 1984 und Metz-Göckel/Müller 1986) zeigen, dass es eher die älteren Männer sind, die darum bemüht sind, die in ihrer Ehe bestehende Ungleichverteilung der Hausarbeit zu begründen. Als Begründung werden fehlendes Geschick, eigene Unfähigkeit, Zeitmangel etc. angeführt. Aus den Beschreibungen der jüngeren Männer geht hingegen hervor, dass die klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung an Selbstverständlichkeit verloren hat (vgl. Gliedner-Simon/Jansen 1995, Meuser 1998). Das gilt vor allem für Männer, die mit erwerbstätigen Frauen zusammen leben oder verheiratet sind (vgl. Metz-Göckel/Müller 1986). Eine der neuesten und zugleich umfassendsten Studien im deutschsprachigen Raum stammt von Koppetsch und Burkart (1999).

Nach Koppetsch/Burkart (1999) ist eine Milieudifferenzierung unbedingt notwendig, um sich ein Bild über den aktuellen Stand der familialen Arbeitsteilung zu machen. Sie selbst beschäftigen sich allerdings lediglich mit der kleinbürgerlichen und akademischen Mittelschicht. Sie unterscheiden dabei das traditionale, das familistische und das individualisierte Milieu. Nur in letzterem, so ihre These, gibt es eine explizite Vorstellung von einer Gleichberechtigung der Geschlechter und eine kritische Auseinandersetzung mit den traditionellen Geschlechterrollen. Doch zeigt sich ihnen zufolge, dass die Vorstellungen von gleichberechtigter Arbeitsteilung selbst hier nur sehr eingeschränkt umgesetzt werden, es sich eher um eine „Illusion der Emanzipation“ handelt (ebd. S. 10). Sie betonen sogar, dass die Gleichheitsidee sich hier teilweise als Bumerang erweist, weil sie hilft, die Ungleichheit zu leugnen (ebd. S. 191f.).

Ihnen zufolge hat sich seit den Untersuchungen der 70er Jahre wenig geändert. Nach wie vor wird die Hausarbeit vorwiegend von den Frauen gemacht. Männer machen höchstens ein Drittel des Haushalts und erstaunlicherweise nimmt dieser Anteil mit steigender Kinderzahl ab (ebd. S. 203). Nicht nur die Hauptbelastung bleibt nach wie vor bei den Frauen, auch der Gesamtüberblick über die Organisation des Haushalts bleibt, selbst bei angestrebter gleichberechtigter Aufteilung, noch immer bei den Frauen.

Zudem reproduzieren sich in der Art der Tätigkeit, also wer was wie macht, alte Geschlechterrollen (ebd. S. 206ff.) Zwar kaufen inzwischen viele Männer (fast selbstständig) ein, kochen und machen den Abwasch. Bei allen weiteren Tätigkeiten wird die Sache aber schon schwieriger, meist gelingt sie nur unter Anleitung (Frauen setzen Termine/Rhythmus) und unter gewissem Druck. Auch existieren nach wie vor geschlechtspezifische Trennungen zwischen Tätigkeiten wie drinnen-draußen, leicht-schwer, grob-fein, trocken-naß, die sich innerhalb der Wohnung wiederholen, jetzt wo Männer vermehrt auch hier tätig werden (vgl. ebd.

S. 210ff.). So sind Männer eher bereit, etwas im Garten zu tun, schwere Getränkekisten zu schleppen, die Küche im groben sauber zu machen, eher abzutrocknen als zu spülen sowie zwar im Wohnzimmer aufzuräumen, sehr selten aber im Schlafzimmer. Insgesamt machen Frauen nach wie vor allen Kleinkram und das jeden Tag, während Männern sich noch immer mehr sporadisch als alltäglich mit Hausarbeit beschäftigen (vgl. zu alledem auch ausführlich für Frankreich Kaufmann 1994).

Eine genauere Studie zu den Unterschieden in Ost und West fehlt bislang. Meist wird lakonisch darauf verwiesen, dass auch in der ehemaligen DDR die Arbeitsteilung zu Lasten der Frauen ging und ebenso traditionell wie im Westen gewesen sei (vgl. Nickel 1992a, Dölling 1991). Bei genauerem Hinsehen wird aber deutlich, dass traditionell hier doch etwas anderes hieß und heißt: es war eher normal, dass Männer sich abends bei der Zubereitung des Essens beteiligten, regelmäßig bestimmte Aufgaben im Haushalt übernahmen und am Wochenende beim Aufräumen halfen. (Dies bestätigen auch von Maihofer gemachte Interviews im Rahmen ihres Projektes zu „Konzepte von Mütterlichkeit und Väterlichkeit und ihren Konsequenzen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf“). Es wäre daher sehr interessant zu sehen, wie sich das derzeit verhält. In den angesprochenen Interviews wird jedenfalls deutlich, dass junge Männer aus Ostdeutschland, nicht zuletzt mit dem Verweis, gewohnt zu sein mitzuhelfen, eine gleichberechtigte Verteilung der Hausarbeit für selbstverständlich halten. Und sie wollen dies ausdrücklich noch mehr umsetzen als sie das bereits bei ihren Vätern erlebt haben. Im Gegensatz dazu setzen sich Männer aus Westdeutschland an diesem Punkt häufig von ihren eigenen Vätern ab. Diese hätten nichts im Haushalt getan, was für sie heute so undenkbar ist.

Etwas anders sieht dies inzwischen bei der Frage der Betreuung und Erziehung der Kinder aus, die für zunehmend mehr Männer/Väter eine große emotionale Bedeutung einnimmt (vgl. Böhnisch 1997, Fthenakis 1999). Hier übernehmen sie auch wesentlich mehr Tätigkeiten, mit größerer Selbstständigkeit. Beinahe alle Untersuchungen zur innerfamilialen Arbeitsteilung kommen zu dem Ergebnis, dass sich Väter zunehmend an der Betreuung der Kinder beteiligen (vgl. Cornelius/Vogel 1994, Keddi/Seidenspinner 1991, Schneewind u.a. 1992, Rosenkranz u.a. 1998). Vor allem junge Männer können sich vorstellen, Erziehungsurlaub zu nehmen und den Hauptteil der Betreuung für eine Weile zu übernehmen (vgl. Rosenkranz 1998). Überhaupt wird in der Literatur ein Wandel in der Mutter- und Vaterrolle festgestellt (vgl. Nave-Herz 1997a, Fthenakis 1999).

Dies hat unter anderem mit der seit 1950 stetig gestiegenen Erwerbstätigkeit von Müttern zu tun. Das führt einerseits zum Ausbau der Doppelbelastung der Frauen, andererseits aber auch zur Abgabe von manchen Tätigkeiten an andere Frauen. Allelmal hat es zu einer vielschichtigen Veränderung im Verständnis von Mütterlichkeit geführt (vgl. Nave-Herz 1997a). Aber auch auf Seiten der Männer hat sich inzwischen etwas verändert. Immer mehr Väter sehen die Kinderbetreuung als Form der Selbstverwirklichung an (Fthenakis 1999). Allerdings gibt es wenig Untersuchungen über die soziale Praxis von Vätern. Eine Ausnahme stellt die Arbeit von Sauter (1991) dar.

Sauter (1991) hat in einer empirisch-rekonstruktiven Forschung anhand von Interviews das Alltagshandeln von Vätern untersucht. Es zeigt sich in den Interviews, dass die neue Vaterrolle nicht nur als Reaktion auf Forderungen von Frauen entsteht, sondern eine von den Männern gewählte soziale Praxis ist. Männer, die sich dazu entscheiden Hausmann zu sein oder sich die Erziehung ihrer Kinder mit der Partnerin zu teilen, müssen sich weniger mit den Forderungen der Frauen als vielmehr mit den gesellschaftlichen Normen und Diskursen über Männlichkeit und Vaterschaft auseinandersetzen. Zu den wesentlichen Voraussetzungen für ein verändertes Familienarrangement zählt Sauter nicht nur die Erwerbstätigkeit der Frau, sondern auch die Selbstbilder von Männern und Frauen sowie die Fähigkeit der Partner, in einen aktiven Aushandlungsprozess einzutreten und die jeweiligen Vorstellungen und Wünsche explizit zu machen. In diesen Aushandlungsprozessen um die Verteilung und Gestaltung von Erwerbs- und Hausarbeit/Kinderversorgung entwickelt sich nach Sauter die aktive Vaterschaft. Väterlichkeit ist nach Sauter „als äußerst komplexer Prozeß

des Aushandelns von Versorgung- und Erziehungsarbeit, der Verarbeitung von Diskursen über Männlichkeit und Väterlichkeit und der individuellen Bedeutungsverleihung von Vaterschaft im Familienleben" zu verstehen (Sauter 2000, 46).

Insgesamt nehmen die Konflikte bezogen auf Hausarbeit und Kinderbetreuung in den Familien zu. Nach Koppetsch/Burkart (1999) ist sie das Feld symbolischer Auseinandersetzungen im Geschlechterkampf. Diese Themen werden als Hauptgründe für laufende Konflikte benannt. Dabei wird jedoch auch immer deutlicher, dass zwar 'die' Männer nach wie vor mit ihren zu geringen Anstrengungen das Hauptproblem sind, dass aber viele Frauen das Problem insofern verkomplizieren, als sie einerseits immer stärker auf ihrer Gleichberechtigung bestehen, nicht zuletzt weil sie Familie und Beruf vereinbaren wollen, andererseits aber manches gar nicht abgeben wollen (vgl. ebd., Matzner 1998, Meuser 1998).

Im Mittelpunkt der Forschung über traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung standen bislang zwei 'Lösungen' oder Varianten: Zum einen gibt es Familien, in denen Arbeit (nach wie vor) geschlechtsspezifisch geteilt wird. Zum anderen gibt es zunehmend Familien, in denen beide Partner berufstätig sind und der Haushalt sowie die Kindererziehung als gemeinsames Projekt entworfen wird. In diesem Projekt teilen alle Familienmitglieder die Arbeit unter sich, wenn sich auch darin, wie oben angesprochen, teilweise wieder die traditionelle geschlechtsspezifische Muster reproduzieren. Diese Unterscheidung von zwei möglichen Varianten familiärer Arbeitsteilung übersieht leicht, einen anderen Unterschied: geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kann in Abhängigkeit von den zur Verfügung stehenden Ressourcen sehr unterschiedlich erfahren werden. Das wird dann deutlich, wenn man nicht nur Familien der Mittel- und Unterschicht betrachtet, sondern auch Familien der Oberschicht.

In der Untersuchung von Böhnisch (1999) über nichtberufstätige Ehefrauen von Topmanagern wird deutlich, dass es nicht für alle Frauen unabhängig von ihren Lebensbedingungen das gleiche bedeutet, Ehefrau, Mutter und Hausfrau zu sein. Ähnlich wie in anderen Familien, haben sich die untersuchten Frauen auf reproduktive Tätigkeiten im Rahmen der Familie spezialisiert. Aber im Unterschied zu Hausfrauen anderer Schichten können sie es sich – aufgrund des Einkommens ihrer Männer oder eigenen familiären Vermögens – leisten, die materielle Hausarbeit von anderen Menschen gegen Bezahlung verrichten zu lassen. Das geschieht nicht, wie in anderen Familien, um die Berufstätigkeit beider Ehepartner zu ermöglichen. Vielmehr geht es um den Status der Familie (diese Frauen haben es nicht nötig zu putzen) und um den Wunsch der Frauen, sich mit 'sinnvolleren' Dingen beschäftigen zu wollen. Neben diesen zumeist prestigeträchtigen Tätigkeiten (die Beschäftigung mit Musik, Theater und Tanz, der Philosophiekreis oder die ehrenamtliche Arbeit in sozialen Bereichen) sind die Frauen für das Managen des Haushalts und die Pflege der sozialen Beziehungen und Netzwerke der Familie zuständig. Der entscheidende Punkt ist, dass die Frauen für diese reproduktiven Tätigkeiten gesellschaftliche Anerkennung bekommen. Ähnliches gilt für die Erziehung und Versorgung der Kinder. Die Erziehungsarbeit ist aufgrund ihrer schichtspezifischen Inhalte im hohen Maße identifikationsfähig. Die von den Frauen übernommene Bildung der Kinder und die Bereitstellung des sozialen Milieus stellen sich in den geführten Interviews als befriedigende Arbeiten dar.

Die Ergebnisse dieser Studie zusammenfassend, kann gesagt werden, dass die Gemeinsamkeit zwischen Frauen, die aufgrund einer hegemonialen Konzeption des Geschlechterverhältnisses bzw. der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bestehen, im Kontext von schicht- oder klassenspezifischen Differenzen existieren (vgl. Böhnisch 1999, 229).

Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Zur Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf gibt es sehr viele Forschungen (vgl. anstelle von vielen Nickel 1992b, Bertram 1995, Schenk 1995, Böckmann-Schewe et al 1995, Dietzsch/Dölling 1996, Budde 1997, Strehmel 1999). Allerdings gibt es kaum umfassende Analysen. Es finden sich immer nur einzelne

Thesen hier und dort. Am ehesten lassen sich Vorstellungen darüber, wie derzeit eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf versucht wird, aus der Studie von Geissler/Oechsle (1996) sowie in einer Studie von Keddi et al. (1999) gewinnen. In diesen Forschungen wird schwerpunktmäßig zwischen Familienorientierung, doppelter Orientierung und Berufsorientierung unterschieden: So trennen Geissler/Oechsle (1996) zwischen den Typen der doppelten Lebensplanung, der familien- und berufszentrierten Lebensplanung und Keddi et al. (1999) zwischen dem Lebensthema Beruf, Familie und Doppelorientierung.

Spätestens an der These von Keddi et al. zur „Doppelorientierung“ (ebd. S. 101ff.) wird jedoch deutlich, dass diese Typisierung zu eng ist. Darunter werden beispielsweise sowohl Frauen gefasst, die ein Jahr nach der Geburt eines Kindes wieder möglichst voll erwerbstätig sein und während der Pause eine Weiterqualifizierung wahrnehmen wollen, als auch Frauen, die planen, erst drei Jahre nach der Geburt eines Kindes wieder in Teilzeit berufstätig zu sein und sich in den ersten drei Jahren voll und ganz auf die Familie zu konzentrieren. Das heißt, in diese Kategorie fallen sowohl Frauen, die eine möglichst ununterbrochene Gleichgewichtigkeit oder doch weitestgehende Gleichzeitigkeit von Beruf und Familie anstreben als auch Frauen, die eher zu einer Art Phasenmodell neigen.

Es ist aber keineswegs dasselbe, ob eine Frau spätestens nach einem Jahr wieder voll in den Beruf einsteigen möchte oder ob eine Frau frühestens nach drei Jahren und möglichst nur in Teilzeit arbeiten möchte. Hierin liegen geradezu Dimensionen unterschiedlichen Lebens. Denn, genauer besehen, gehen damit eine ganze Reihe weiterer Unterschiede im Verständnis von der eigenen Berufstätigkeit sowie von der eigenen Familie, der Kindererziehung und nicht zuletzt von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf einher, die sich in ihrer inneren Logik als recht unterschiedliche Lebensprioritäten und -vorstellungen herausstellen. Im Begriff der „Doppelorientierung“, wie er von Keddi und anderen gefasst wird, werden diese Varianzen entweder gar nicht erst wahrgenommen oder als unerheblich nicht weiter verfolgt. Dadurch werden aber, wie sich in der bereits abgesprochenen Studie von Maihofer zeigt, bedeutsame Unterschiede, wie sie sich beispielsweise in den Lebenskonzepten ost- und westdeutscher Frauen feststellen lassen, gar nicht mehr sichtbar.

Noch gravierender ist jedoch das fast vollständige Fehlen von Forschungen über die Vorstellungen von Männern über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Das hat natürlich mit der Annahme zu tun, dass Männer sich noch immer hauptsächlich über ihre Arbeit identifizieren und dass demzufolge dies für sie kein Thema darstellt. Es wird, wenn überhaupt, nur ihre Beteiligung an der Hausarbeit und an der Kinderbetreuung untersucht. Dass die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie inzwischen auch ein Thema in der Lebensplanung von Männern sein könnte, wird dagegen noch kaum zur Kenntnis genommen, geschweige denn breiter diskutiert. Doch, selbst wenn der Beruf für die Männer je diese unterstellte Dominanz hatte, trifft das heute sicher nicht mehr in dieser Form zu. Zwar hat der Beruf für viele Männer zweifellos nach wie vor in ihrem Leben dominante Bedeutung, zugleich finden aber auch bei den Männern, wie aus den oben angesprochenen Studien deutlich wird (vgl. Fthenakis 1993, Matzner 1998, Sauter 1991), bedeutsame Veränderungen in ihren familialen und beruflichen Vorstellungen statt. So finden sich auch bei ihnen inzwischen Lebensentwürfe einer doppelten Lebensführung, und zwar in der Spannbreite von einem selbstverständlichen Hintanstellen eigener Karriereschritte zugunsten der eigenen Zeit für die Familie über Vorstellungen einer mit der Frau gleichberechtigt geteilten Vereinbarkeit von Familie und Beruf bis hin zu Vorstellungen, den eigenen Beruf zugunsten der Kinderbetreuung zu unterbrechen (vgl. Schnack/Gesterkamp 1998). Diese Vielfalt an Varianten ist im übrigen insbesondere bei ostdeutschen Männern sehr ausgeprägt. Das wird wiederum in der Studie Maihofer deutlich.

Diese Entwicklung muss sicher zum einen als notwendige Reaktion auf die wachsenden Ansprüche von Frauen an Männer gesehen werden, ihren Teil an Haushalt und Kinder beizutragen. Zum andern indiziert sie aber auch Veränderungen in den Vorstellungen der Männer selbst. Angesichts der Entwicklung in der Berufswelt findet auch bei vielen Männern eine ‚Relativierung‘ der beruflichen Orientierung statt sowie eine

Aufwertung anderer Aspekte des Lebens: Familie, Freizeit etc. Schon Nave-Herz (1988) weist darauf hin, dass die Entstehung neuer Formen von Männlichkeit und Vaterschaft nicht erst mit der tatsächlichen Beteiligung an der Kinderbetreuung entstehen, sondern bereits in den Vorstellungen über die Bedeutung von Familie und Beruf. Wobei sie bereits damals betont, dass der „normative Einstellungswandel“, den gerade junge Männer vollziehen, nicht zu unterschätzen ist. Das heißt, auch für viele Männer wird die Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu einem brisanten und wichtigen Lebensthema.

Fortsetzungsfamilien

Obwohl es in Deutschland immer mehr Menschen gibt, die in sogenannten Fortsetzungsfamilien leben, werden diese in der deutschsprachigen Familienforschung bislang kaum untersucht (vgl. Meulder-Klein/Théry 1998). Nach Einschätzung von Meulder-Klein/Théry hat sich nicht einmal die Bezeichnung dieses Phänomens in der sozialwissenschaftlichen Forschung durchgesetzt. Geläufiger sei in der Literatur der alte Begriff „Stieffamilie“. Der Punkt ist, dass in dem Begriff der Stieffamilie ein wesentliches Merkmal dieser familialen Lebensform verloren geht. Während „Stieffamilien“ oder auch frühere Fortsetzungsfamilien in erster Linie durch den Tod eines Ehepartners und Wiederverheiratung oder durch die Aufnahme von Kindern an Kindes statt bedingt waren, kommen gegenwärtige Fortsetzungsfamilien durch Scheidung oder Trennung und anschließendem neuen (verheiratetem/unverheiratetem) Zusammenleben mit einem neuen Partner/Partnerin zustande. Es geht heute eher um den Fortbestand familialer Beziehungen als um deren Abbruch.

Diese familiale Lebensform zeichnet sich nicht nur durch ihren Prozesscharakter aus, sondern auch durch ihre Vielfalt. In manchen deutschsprachigen Untersuchungen geht diese Vielfalt verloren, weil der Bezugspunkt die ‚normale‘ Familie bleibt. So zum Beispiel in dem Buch von Anne C. Bernstein „Die Patchworkfamilie. Wenn Väter oder Mütter in neuen Ehen weiter Kinder bekommen“ (1990). Hier wird eine ganz bestimmte fortgesetzte Familie in den Blick genommen – es handelt sich um Paare, die wieder geheiratet und noch einmal in der neuen Konstellation Kinder bekommen haben. Mit Fortsetzungsfamilien sind aber auch ganz andere Familienkonstellationen gemeint: unter Umständen besteht eine solche Familie aus den vorherigen (leiblichen oder adoptierten) Kindern der jeweiligen PartnerInnen, den gemeinsamen Kindern sowie gegebenenfalls den jeweiligen anderen biologischen bzw. sozialen Müttern oder Vätern und deren neuen PartnerInnen und neuen/alten Kindern. Man kann die Komplexität einer Fortsetzungsfamilie am besten an einem Beispiel verdeutlichen:

- Ein heterosexuelles Paar mit einem gemeinsamen Kind (A) und einem Kind des Vaters aus früherer Ehe trennen sich; der Vater hat eine neue Partnerin, die ein Kind mit in die Ehe bringt, er nimmt sein Kind aus früherer Ehe mit und er und seine neue Frau bekommen beide wiederum zwei gemeinsame Kinder; das Kind (A) bleibt bei der Mutter, hat aber weiterhin viel Kontakt zu seinem früheren Vater und den Großeltern väterlicherseits sowie zu seinem früheren Halbgeschwister; ihre Mutter geht eine lesbische Beziehung mit einer Frau ein, die ein Kind mit einer anderen Freundin und einem „Leihvater“ hat, die alle weiterhin intensiv mit diesem Kind, überhaupt mit der neuen Konstellation zu tun haben; dazu gibt es noch die Großeltern der Mutter sowie die Eltern der neuen Freundin der Mutter usw.

Ein wesentlicher Aspekt solcher Fortsetzungsfamilien ist, dass Familienmitglieder unter Umständen nur in Ausschnitten eine gemeinsame Familie miteinander teilen. Jede Person in dieser familialen Konstellation lebt für sich eine andere Familie, für jede sind Zentrum, Umfang und Ränder der Familie unterschiedlich. Das ist gegen frühere Varianten insofern anders, als das nun für ein Kind auch gegenüber den eigenen leiblichen Eltern der Fall sein kann. So hat im obigen Fall die Mutter kaum mehr Kontakt zu ihrem früheren Mann, aber das Kind. Für es ist der Vater und dessen neue und alte Familie Teil seiner engsten Familie einschließlich den Großeltern väterlicherseits. Zugleich hat das Kind nicht sehr viel mit den Großeltern mütterlicherseits zu tun, aber nach einer Weile sehr viel mit der neuen Partnerin und deren engsten Familie, ins-

besondere deren Kind, mit dem es ja jetzt als Geschwister zusammenlebt. Kurz: das Kind hat zwei enge Familienkreise mit dem Vater einerseits und der Mutter andererseits, die wechselseitig wiederum nicht viel miteinander zu tun haben. Es wird also kaum mehr eine Vorstellung von Familie als eine gemeinsam geteilte homogene Einheit entwickeln.

Ein anderer Punkt ist, dass an Fortsetzungsfamilien besonders deutlich wird, was für die meisten anderen familialen Konstellationen auch gilt: Familie ist nicht mehr einfach selbstverständlich da, weil man in sie hineingeboren wurde. In einer solchen Familienkonstellation muss Familie von den einzelnen Mitgliedern aktiv hergestellt, gepflegt und organisiert, d.i. gewollt und gewählt werden. Es kommt mehr und mehr zu so etwas wie „Wahlverwandtschaften“ (Beck-Gernsheim). Das bedarf hoher kommunikativer Fähigkeiten und großer Bereitschaft bei allen Beteiligten, immer wieder neue Arrangements auszuhandeln und auszuprobieren (vgl. ausführliche Analyse von Le Gall/Martin 1998 zu den Konsequenzen schichtspezifischer Unterschiede in diesen Fähigkeiten für die Möglichkeiten in Fortsetzungsfamilien). Außerdem wird die wachsende Bedeutung sozialer Eltern- und Verwandtschaft deutlich. So sind gerade in Patchworkfamilien die sozialen Eltern oder Großeltern häufig wichtiger als die biologischen bzw. diese Kategorie wird möglicherweise zunehmend irrelevant.⁸ Familie ist das, was faktisch gemeinsam gelebt wird und solange es gelebt wird bzw. werden kann.

Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften

Lesben und Schwule als Eltern scheint auf den ersten Blick ein Widerspruch zu sein, doch tatsächlich sind viele gleichgeschlechtlich Lebende Eltern. Die Wege und Formen gleichgeschlechtlicher Elternschaft sind sehr unterschiedlich. Meist haben sie Kinder aus früheren heterosexuellen Ehen oder Beziehungen. Doch immer mehr Homosexuelle in Deutschland entscheiden sich bewußt und ausdrücklich für ein Kind. Pflegekindschaft, (seltener) Adoption oder künstliche Befruchtung bzw. Inseminationsverfahren sind Formen der gleichgeschlechtlichen Elternschaft. Dabei sind lesbische Mütter und schwule Väter oftmals besonderen Problemen ausgesetzt, da es neben den Diskriminierungen aufgrund der sexuellen Orientierung auch noch wenig Erfahrungsaustausch und Vorbilder für lesbische und schwule Elternschaft gibt. Ein weiterer wichtiger Punkt sind die oft ungenügenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, so ist beispielsweise eine Co-Elternschaft der PartnerInnen in Deutschland weder sozial anerkannt, noch rechtlich und ökonomisch abgesichert.

Homosexuelle Familien sind auch kaum ein explizites Thema in der soziologischen Forschung. Das hängt zum einen stark mit deren Nicht-Erfassung in den amtlichen Statistiken zusammen, denn gleichgeschlechtliche Erziehende fallen offiziell unter die Rubrik der Alleinerziehenden und werden als gemeinsam Erziehende nicht sichtbar. Es gibt in Deutschland kein gemeinsames Adoptions- oder Sorgerecht für homosexuelle Partnerschaften mit Kindern. Ein anderer Grund für die fehlende Beschäftigung mit gleichgeschlechtlichen Familienkonstellationen kann in der erst langsam entstehenden öffentlichen Wahrnehmung dieser Familienform gesehen werden. Diese wurde v.a. in der Debatte um den Gesetzentwurf der Regierung zur rechtlichen Gleichstellung homosexueller Partnerschaften in größerem Umfang eingebracht, wie sich in einer aktuellen Kampagne des LSVD (Lesben- und Schwulenverband Deutschland) „Was ist Familie?“ widerspiegelt.

⁸ Diesem Bedeutungsverlust der biologischen Eltern in Fortsetzungsfamilien wird auf formaljuristischer Ebene wahrscheinlich in naher Zukunft nicht Rechnung getragen werden. Da es (trotz steigender Ehescheidungszahlen) Jahre gedauert hat, bis ein geteiltes Sorgerecht für die leiblichen Eltern rechtlich möglich wurde, wird es wohl ungleich schwerer sein, für drei oder mehr Personen ein Sorgerecht zu erlangen.

Die meisten deutschsprachigen Publikationen zu diesem Thema bewegen sich in einem Zwischenraum zwischen Ratgeberliteratur und sozialpsychologischen Schriften. Bisher gibt es keine empirischen Forschungsprojekte zu homosexuellen Familien in Deutschland. So stützen sich die meisten AutorInnen auf Forschungsergebnisse aus dem anglo-amerikanischen Raum (Bozett 1987 u. 1990, Colombek et. al. 1983, Gibbs 1989, Gonsiorek 1991, Green 1978, Patterson 1992, Victor et al. 1995). Dabei steht vor allem der Entwicklungsverlauf der Kinder, die in homosexuellen Familien groß werden, im Vergleich zu Kindern in heterosexuellen Familien im Vordergrund. Die Forschungen reagieren damit auf die verbreitete Meinung und den häufig vorgebrachten Vorwurf gegen solche Familienkonzepte, dass homosexuelle Lebensweisen kein geeignetes Umfeld für die Entwicklung und das Wohl eines Kindes darstellen.

Ob in emotionaler, intellektueller oder sozialer Hinsicht, die Befürchtungen negativer Entwicklungen für Kinder können als nicht berechtigt zurückgewiesen werden. Auf die Diskrepanzen zwischen diesen Forschungsergebnissen und der öffentlichen Meinung bzw. den politischen Entscheidungen zu diesem Thema wird immer wieder hingewiesen (vgl. Rauchfleisch 1997). Dabei wird auch betont, dass der Vergleich der Kindheitsentwicklung in homosexuellen und heterosexuellen Familien die Tendenz hat, sich an einer Normalentwicklung von Kindern zu orientieren, d.h. dass es nicht zu einer ‚gestörten‘ Ausbildung der Geschlechtsidentität oder sexuellen Orientierung kommt (vgl. Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport- Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 1997). Kritisch beurteilt wird, dass damit hierarchische Bewertungen von Hetero- und Homosexualität aufrecht erhalten werden. Auch die Eindeutigkeit geschlechtsspezifischer Rollenverhalten und einer ‚richtigen‘ weiblichen bzw. männlichen Geschlechtsidentität werden stabilisiert und die positiven Aspekte, die ein Aufwachsen in einer gleichgeschlechtlichen familialen Konstellation bewirkt, werden zu wenig betont. Als positive Entwicklungsmöglichkeiten für Kinder werden v.a. die höhere Empathie gegenüber anderen Menschen, größere Sensibilität für Gleichberechtigung in Partnerschaften, sowie ein selbstbewußterer Umgang mit Diskriminierungen herausgearbeitet (vgl. Thiel 1996).

So kann abschließend gesagt werden, dass sich die deutschsprachige Forschung zu homosexuellen Familien als einer möglichen familialen Konstellation noch in den Anfängen befindet. Dabei ist von einem zunehmenden Forschungsbedarf auszugehen, der durch die öffentlichen Debatten und den zunehmenden Kinderwunsch homosexuell Lebender angeregt ist. Die bisher kaum hinterfragte Heterosexualität familialer Verhältnisse, die in der soziologischen Forschung noch konstitutiv ist, entspricht nicht mehr den gelebten Realitäten. Des weiteren wären vergleichende Forschungen zur Ausbildung von Kompetenzen und Chancen verschiedener nicht-traditioneller Familienformen interessant, gerade in Bezug auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse und Anforderungen, wie sie mit individualisierungs- und systemtheoretischen Ansätzen prognostiziert werden.

Alleinerziehende Frauen und Männer

Alleinerziehende sind schon seit vielen Jahren keine Ausnahmeerscheinung oder Randgruppe mehr. 1997 gab es in der Bundesrepublik laut offiziell verfügbarer Statistik (Statistisches Bundesamt 1998) 1.835.000 Alleinerziehende. Während in den 50er Jahren Alleinerziehende und ihre Kinder als „unvollständige Familien“ galten und ihre Defizite gegenüber der Normalfamilie beschrieben wurden,⁹ rückt seit den 70er Jahren die unsichere wirtschaftliche Lage der alleinerziehenden Frauen (nach Scheidungen) immer mehr in den Blick der Familienforschung. Die qualitativen Untersuchungen der vergangenen 15 Jahre haben diese Perspektive um den Alltag und die Lebensweise von Alleinerziehenden erweitert. SoziologInnen sind seit einigen Jahren darum bemüht, die Haushaltskonstellation von Alleinerziehenden als eine unter anderen fami-

⁹ Es wurde damals vor allem befürchtet, dass die nach dem Krieg verwitweten Mütter die Erziehung ohne Männer nicht hinreichend gewährleisten konnten. Die väterliche Autorität, so wurde vermutet, erzeuge emotionale Schäden, abnormes oder kriminelles Verhalten (vgl. Stiehler 2000).

lialen Lebensformen zu begreifen. Diese Bemühung um ‚Normalisierung‘ zeigt sich auch in der (grammatikalisch falschen aber dafür politisch korrekten) Bezeichnung, die sich für diese Lebens- und Haushaltsform durchgesetzt hat. Sie werden als „Einelternfamilie“ oder „Ein-Elternteil-Familien“ (Napp-Peters 1985) bezeichnet.

Das Statistische Bundesamt definiert eine Einelternfamilie als einen Haushalt, in dem ein Elternteil mit mindestens einem ledigen Kind lebt. Problematisch ist an dieser Definition, dass „ledige Kinder“ ohne Altersbegrenzung erfaßt werden (vgl. Stiehler 2000). Auch ein 70jähriger Mann, der mit seiner 50jährigen Tochter zusammenlebt, gehört dieser Definition zufolge zu den Alleinerziehenden. Darüber hinaus sind in dieser Definition auch alle diejenigen enthalten, die rechtlich gesehen zwar Alleinerziehende sind, faktisch aber in nichtehelichen Lebensgemeinschaften zusammenleben. Schätzungen des Statistischen Bundesamtes zufolge leben etwa 24% aller als alleinerziehend geführten Personen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften (Statistisches Bundesamt 1994, 13).¹⁰

Lange Zeit war die qualitative Forschung über Alleinerziehende fast ausschließlich auf Frauen gerichtet. Da die alleinerziehenden Väter weniger als 20% der Alleinerziehenden ausmachten, erschien sie für die Forschung nicht relevant. 1997 waren laut offizieller Zahlen des Statistischen Bundesamtes 83,3% aller Alleinerziehenden Frauen und 16,7% Männer. Erst seitdem die Zahl der alleinerziehenden Väter etwas steigt (in den 90er Jahren hat die Zahl um rund 3% zugenommen), werden SoziologInnen auf diese Gruppe aufmerksam.¹¹ Die steigende Zahl alleinerziehender Väter wird mit der Sorgerechtsreform in Verbindung gebracht. Seitdem es möglich ist, ein gemeinsames Sorgerecht zu bekommen und Paare sich insofern abwechselnd um die Erziehung der gemeinsamen Kinder kümmern können, ist es auch für Männer attraktiver geworden, dies zu tun. Auch wenn die Vereinbarkeit von Beruf und Familie aufgrund des geteilten Sorgerechts etwas leichter zu gestalten ist, so bleibt sie dennoch das zentrale Problem der Alleinerziehenden. Der Unterschied zu früher ist, dass ein typisch weibliches Problem jetzt auch für Männer besteht (vgl. Matzner 1998).

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist für Alleinerziehende noch schwieriger zu bewältigen als für Paare, weil sie stark auf eine öffentliche Infrastruktur der Kinderbetreuung angewiesen sind. Um ihre Existenz absichern zu können, müssen sie erwerbstätig sein. In diesem Rahmen wird auf die neuen Arbeitsanforderungen hingewiesen. Da die meisten gut bezahlten und qualifizierten Arbeitsplätze zeitliche und räumliche Flexibilität voraussetzen, müssen viele Alleinerziehende unter ihrem Qualifikationsniveau arbeiten und befristete, schlecht bezahlte und unsichere Jobs machen. Frauen berichten, dass sie bei Bewerbungen abgelehnt wurden, wenn sie ihre Lebenssituation offenbart hatten. Erwähnt werden sollte auch, dass Alleinerziehende auf Sozialämtern zunehmend dazu gedrängt werden, spätestens dann wieder eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen, wenn die Kinder in das Kindergartenalter kommen.

Häufig wird in der Literatur auf die strukturelle Benachteiligung der Alleinerziehenden hingewiesen. Es ist bekannt, dass ein großer Teil der Alleinerziehenden unter der Armutsgrenze lebt (1992 waren es 33%, 1995 waren es 42%, zum gleichen Zeitpunkt lebten beispielsweise 34% der Arbeitslosen unter der Armutsgrenze) und Sozialhilfe bezieht (1995 lag die Quote bei 26,2%). Die Betonung struktureller Benachteiligung geht in vielen Texten mit politischen Forderungen einher (vgl. zum Beispiel Spiegel 1997). Diese beziehen

10 Aufgrund dieser Unschärfe können auch die statistischen Zahlen für Alleinerziehende stark schwanken. In den Statistiken des Bundesamtes werden Väter und Mütter mit volljährigen Kindern und Alleinerziehende, die Partner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft sind, mit einbezogen. 1995 gab es demnach rund 2,7 Millionen Alleinerziehende in der Bundesrepublik. Einer offiziellen Statistik des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zufolge gab es hingegen in Deutschland nur rund 1,7 Millionen Einelternfamilien. Sie fassen darunter Alleinerziehende mit Kindern unter 28 Jahren, ohne weitere Personen im Haushalt.

11 Vgl. zum Beispiel Stiehler (2000). Sie fokussiert in ihrer Arbeit über alleinerziehende Väter die Frage, welche Sozialisationserfahrungen Männer prädestiniert, die alleinerziehende Vaterschaft zu übernehmen und ob diese neue Form der Vaterschaft ein Indikator für Veränderungen der traditionellen Geschlechterrollen ist.

sich meistens auf die Schaffung von mehr Plätzen in öffentlichen und öffentlich geförderten Kinderkrippen, Kindergärten und –horten sowie von Plätzen in betrieblichen Einrichtungen.

Unter Bezug auf die Annahmen der Individualisierungstheorie wird danach gefragt, ob Alleinerziehende diese Lebensform bewußt gewählt haben. Es gibt viele Gründe dafür, dass Männer und Frauen Alleinerziehende werden: das Scheitern einer Beziehung oder eine ungeplante Schwangerschaft kann ebenso ein Grund dafür sein, wie die bewußte Entscheidung für das Alleinerziehen. Allerdings dominiert anscheinend bei weitem die Entscheidung gegen eine bestehende Verbindung (vgl. Spiegel 1997).¹² In der Literatur wird nur dann von einer Wahlfreiheit gesprochen, wenn sich Frauen vor der Schwangerschaft dazu entschieden haben, ein Kind ohne den Vater großzuziehen. In Bezug auf die Zukunft wird ein größerer Gestaltungsspielraum angenommen. Es gibt Alleinerziehende, die wieder heiraten, die eine nichteheliche Lebensgemeinschaft eingehen oder eine Beziehung mit jemandem eingehen, der oder die in einer anderen Wohnung lebt. Alleinerziehende Frauen, die nach ihrer „idealen Lebensform“ gefragt wurden, geben das „living apart together“ an, alleinerziehende Männer die nichteheliche Lebensgemeinschaft (vgl. Nave-Herz/Krüger 1992, 101).

Die bewußte Entscheidung, Kinder alleine großzuziehen, wird in der Literatur problematisiert. Das scheint daran zu liegen, dass diese Lebensentscheidung die Vorstellungen in Frage stellt, Vater und Mutter hätten für die Sozialisation von Kindern wesentliche und unverzichtbare Funktion. Weil Alleinerziehende die Arbeit von Eltern ohne einen Ehepartner leisten, „beweisen“ sie, dass die Kernfamilie nicht mehr einziger oder bester Ort der Sozialisation für Kinder ist. „Da Erziehungsfunktionen ebenso kompetent durch individualisierte Partnerkonstellationen erfüllt werden (können), wobei Elternteile entweder alleine oder zusammen mit aktuellen oder mit Ex-Partnern Kinder erziehen, gilt die Kleinfamilie als obsolet“ (Gerhardt 1995, 119). Was nicht heißt, dass es für Alleinerziehende unproblematisch ist, ihre Kinder alleine zu erziehen. Ein wesentlicher Punkt ist, dass Alleinerziehende aufgrund ihrer Situation den gestiegenen Ansprüchen an Erziehung nicht gerecht werden können. Die weit verbreitete Vorstellung, dass für eine gelungene Sozialisation viel Zuwendung, individuelle Förderung und materielle Ausstattung der Kinder notwendig ist, ist für Alleinerziehende eine nur schwer zu erfüllende Norm.

Wandel des Generationenverhältnisses zwischen Eltern und Kindern

Obwohl die Geburtenzahlen sinken und Familien aus weniger Mitgliedern bestehen als früher, weil Paare weniger Kinder kriegen, wird allgemein davon ausgegangen, dass die Bedeutung von Elternschaft zunimmt (vgl. zum Beispiel Burkart 1997, Nave-Herz 1994). Kinder gelten nicht mehr als selbstverständlicher Bestandteil von Paarbeziehungen und Ehen. Sie werden heute eher als „psychosoziales Projekt“ (Schülein) begriffen, zu dem sich Frauen und Männer bewußt entscheiden und von dem sie sich Glück und Sinnstiftung erhoffen (vgl. Schütze 1988). Diese Sinnstiftung kann sich auf transzendentaler Ebene bewegen bzw. mit der Vorstellung verbunden sein, über den eigenen Tod hinaus weiterzuleben. Sinnstiftung kann sich aber auch auf das Hier und Jetzt beziehen. Diese Frauen und Männer erwarten durch ihre Kinder etwas für die eigene Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Schneider 1994).

Der Bedeutungswandel von Kindern hat sowohl für das Paar als auch für die Kinder Folgen. Die „Zentrierung der Eltern auf das Kind“ (Schütze 1988) führt zu einem Verlust des Eigenwerts der Paarbeziehung. „Die ‚Sinnstiftung‘ des Kindes bezieht sich nicht mehr auf die Paarbeziehung als Vater-Mutter-Beziehung, sondern nur noch auf die einzelnen, voneinander mehr oder weniger unabhängigen Elternteile, die ihren eige-

12 In den Neuen Bundesländern lebten 555.000 Alleinerziehende und in den Alten Bundesländern 1.280.000. Von den Alleinerziehenden waren 1997 40,6% geschieden, 35,6% ledig, 15,3% verheiratet-getrenntlebend und 8,5% verwitwet. Im Vergleich der Neuen und Alten Bundesländer zeigen sich erhebliche Unterschiede. Im Osten gibt es mehr ledige Alleinerziehende (45,5%) als im Westen (31,2%). Im Westen gibt es einen höheren Anteil Verheiratet-Getrenntlebender (17,4%) als im Osten (10,5%).

nen Sinn des Lebens als Streben nach Authentizität, nach Mensch-sein im Hier und Jetzt von ihren Kindern erfüllt erwarten" (Schneider 1994, 165).

Die mit dieser Einstellung einher gehende Anteilnahme beider Partner an der Elternschaft kann von Paaren für ihre Beziehung als stabilisierend erlebt werden. Interviewte weisen auf gegenseitiges Verständnis, gemeinsame Erfahrungsbereiche mit entsprechendem Gesprächsstoff und mehr Freude an den Kindern hin. In vielen Beziehungen taucht aufgrund dieser Konzentration auf das Kind aber auch eine Konkurrenz zwischen Mutter und Vater auf. Unter Bezug auf Diane Ehrensaft spricht Schneider von einem „Duell um Intimität“. Häufig kommt es zu Missverständnissen und Paarkonflikten, so Schneider, weil Männern kaum Ausdrucksmöglichkeiten und symbolische Codes zur Verfügung stehen, mit denen sie ihren Frauen die Bedeutung verstehbar machen können, die das Kind für sie hat. Während Väter ihre Beziehung zum Kind mit einer Art „Liebes-Rhetorik“ beschreiben, reden Mütter eher über „Muttergefühle“.

Aber auch für die Kinder verändert sich einiges. Viele Kinder wachsen in den ersten Lebensjahren nur in enger Beziehung mit Erwachsenen und nicht mit anderen Kindern auf (vgl. Nave-Herz 1994, 26). Die horizontalen Beziehungen nehmen zwar ab, aber die vertikalen Verwandtschaftsbeziehungen nehmen wegen der gestiegenen Lebenserwartung zu. Der daraus entstehende Verwöhnungseffekt kann nach Nave-Herz zu Defiziten in der Entwicklung der Kinder führen. Als Ersatz für die verloren gegangenen Geschwisterbeziehungen dienen „zweckrationale Gruppen“. Nave-Herz beschreibt, dass Kinder in Mutter-Kind-Gruppen, Schwimmgruppen sowie Musik- und Malkursen frühzeitig lernen müssen, sich in unterschiedlichen Rollenkontexten kompetent und autonom zu verhalten. Dies hat nach Nave-Herz aber den Nebeneffekt, dass Kindheit zunehmend pädagogisiert und institutionalisiert wird. Unseres Erachtens könnte dieser Nebeneffekt entschärft werden, wenn Kinder weniger in „zweckrationalen Gruppen“ untergebracht werden müssten, sondern mehr Institutionen (z. B. Kindergärten, Schülerläden) zur Verfügung stehen würden, in denen ein weitgehend selbständiger Kontakt mit Gleichaltrigen ermöglicht wird.

Wenn in der Literatur über das Generationenverhältnis zwischen Eltern und Kindern geschrieben wird, dann geht es auch um Konflikte. Zwei verschiedene Phasen im Familienzyklus stehen dabei im Mittelpunkt des Interesses. Zum einen geht es um Konflikte, die in der familiären Sozialisation von Kindern auftreten und zum anderen geht es um die problematische Ablösungsphase der Jugendlichen von ihren Herkunfts-familien. Vor allem die Ablösungskonflikte gelten für das Aufwachsen in modernen Gesellschaften als typisch und wurden häufig in ihrer Bedeutung für die Entwicklung von Gesellschaft und Kultur beschrieben. Empirische Untersuchungen zeigen nun, dass die Ablösung der Jugendlichen aus dem Elternhaus nicht mehr so dramatisch abläuft wie früher. Auch wenn große Differenzen in Fragen von Politik, Moral und Ordnungsvorstellungen existieren, wird das Verhältnis zwischen den Generationen als positiv beschrieben. Jugendliche schätzen in der Mehrheit ihr Verhältnis zu den eigenen Eltern als gut ein und messen den Eltern in vielen wichtigen Lebensbereichen (Schule, Beruf) mehr Bedeutung zu als der Gruppe der Gleichaltrigen (vgl. Oswald 1989, 368ff.). Auch wenn es sich um eine „pragmatische Konsensfiktion“ (Schneider 1994) handelt, die die Eltern-Kind-Beziehung schützen soll, so kann man festhalten, dass Vermeidungsstrategien die konfliktreichen Ablösungsprozesse früherer Jahrzehnte abgelöst haben. Eine Ursache für die zunehmende Konfliktvermeidung wird in der Entdifferenzierung der Jugend- und Erwachsenenphase gesehen. Weil sich zentrale Lebensbereiche (Sexualität, Konsum etc.), Perspektiven und Wertvorstellungen immer mehr angleichen, gibt es im Übergang von der einen in die andere Lebensphase weniger Konflikte. Was nicht heißt, dass es keine Auseinandersetzungen gibt. Nach wie vor streiten Eltern und Kinder über Rauchen, Ausgehen, Kleidung, laute Musik, Hilfe im Haushalt, Benutzung des Autos, tägliche Rücksichtnahme und Ordnung (vgl. ebd. S. 373). Aber diese Beziehungskonflikte sind weniger Ausdruck einer Bemühung um Ablösung, als vielmehr Ausdruck von Strategien der Alltagsbewältigung.

Das heißt, mit wachsender Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen nehmen die Generationenkonflikte zwischen Eltern und Kindern nicht zu. Allgemein wird davon ausgegangen, dass der Konflikt

zwischen den Generationen aus der Familie ausgelagert wurde bzw. die Beziehungen zwischen den Generationen eher im außerfamiliären Bereich von Ambivalenz gekennzeichnet sind. Das wird zum Beispiel an der heftigen Debatte über den Generationenvertrag und Verteilungsfragen festgemacht.

Erziehungsstile und Erziehungspraktiken

In zahlreichen Arbeiten wurde in den letzten Jahren der Frage nachgegangen, wie sich die Vorstellungen von Eltern über Erziehungsziele und Werte gewandelt haben, die sie ihren Kindern vermitteln wollen. Die meisten dieser (quantitativen) Untersuchungen weisen in die gleiche Richtung: Während der letzten 30 Jahre ist ein Wandel von traditionellen Zielen (Ehrlichkeit, Sauberkeit, Gehorsam) zu einer stärkeren Betonung von Selbstständigkeit und Persönlichkeitsentwicklung erfolgt.¹³ Darüber hinaus werden allgemein liberalere Umgangsmuster mit Kindern konstatiert. Vor allem die Prügelstrafe oder körperliche Züchtigung werden von immer weniger Leuten befürwortet. „Es gibt in der Bundesrepublik einen fast universalen Konsens darüber, daß Eltern in erster Linie mit ihren Kindern über Konflikte sprechen und sie nicht schlagen sollten“ (Reuband 1997). Während Erziehungsstile früher milieuspezifisch unterschieden wurden (zum Beispiel war von einem restringierten Code der Unterschicht und einem elaborierten Code der Mittelschicht die Rede), wird gegenwärtig von einer Verallgemeinerung der Erziehungsstile ausgegangen, die früher für die mittleren und oberen Schichten typisch waren. Gleichzeitig entsteht allerdings eine neue Art von subproletarischem Milieu, das nicht mit dem alten Arbeitermilieu gleichgesetzt werden kann, und in dem sich eine Vielzahl von Problemlagen verdichten (Arbeitslosigkeit, Alkoholismus, Wohnungsnot etc.), mit entsprechenden Auswirkungen auf Erziehungsstile.

Insgesamt ist es jedoch für alle Schichten selbstverständlich geworden, dass Eltern viel Verantwortung für die Entwicklung ihrer Kinder zukommt. In der Herkunfts-familie lernen Kinder Einstellungen, Verhaltensweisen und Kompetenzen, die für ihr späteres Leben von maßgeblicher Bedeutung sind. Es hat sich auch das Verständnis durchgesetzt, dass ‚Begabung‘ und schulische Leistungen kein ‚naturgegebenes Schicksal‘ sind, sondern eng mit dem elterlichen Verhalten und ihren Bemühungen zusammenhängen. Eltern aller Schichten müssen gegenwärtig mit dem Anspruch umgehen, ihre Kinder ‚optimal‘ zu fördern.

Aufgrund dieser Vorstellungen und Ansprüche sind die ökonomischen Aufwendungen und der zeitliche Umfang, den Eltern mit ihren Kindern verbringen, stark gestiegen (vgl. Nave-Herz 1994). Erziehung ist aber nicht nur aufwendiger, sondern auch schwieriger geworden. In der Familienforschung wird von den Überforderungen der Eltern gesprochen. Eltern wissen, dass man ihnen die ‚Fehlentwicklung‘ ihrer Kindern anlasten kann. Und sie wissen, dass Kinder ‚optimal‘ gefördert werden, wenn die emotionale Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, die Art der Kommunikationsstruktur sowie die Paarbeziehung stimmt. Die weite Verbreitung von pädagogischem und psychologischem Wissen trägt zu diesem Wissen bei. Doch wie diese Bedingungen einer ‚richtigen‘ oder ‚guten‘ Sozialisation garantiert werden können, bleibt den sozialen Akteuren überlassen. Die Angst entsteht, keine ‚gute‘ Mutter oder kein ‚guter‘ Vater zu sein, ohne zu wissen, wie man das denn eigentlich bewerkstelligen soll. Im folgenden Abschnitt über die Gewalt in Familien werden wir genauer darauf eingehen, dass Eltern häufig von dem Anspruch überfordert sind, die Entwicklung von Selbstständigkeit zu ermöglichen.

In diesem Kontext wird häufig gefragt, wie Werte und Verhalten zusammenhängen (vgl. zum Beispiel Reuband 1997, Peuckert 1997). Die Vorstellung dominiert, dass es sich bei diesen beiden Aspekten um zwei voneinan-

13 Vgl. Klages 1984, Hofer 1992, Fünfter Familienbericht 1994. Die längste und in der Literatur auch bedeutendste Zeitreihe, die Aussagen über Konstanz und Wandel von Erziehungsvorstellungen in der deutschen Bevölkerung ermöglicht, stammt vom EMNID-Institut (1992, 1995). Dieser Untersuchung zufolge ist die Nennung des Wertes „Selbstständigkeit und freier Wille“, auf die Frage, auf welche Eigenschaften die Erziehung der Kinder vor allem zielen sollte, deutlich angestiegen. 1951 nannten 28% der Befragten dieses Ziel, 1995 waren es 60%. Der Anteil derer, die „Gehorsam und Unterordnung“ als besonders wichtig erachteten, ging im selben Zeitraum von 25% auf 7% zurück. Der Wert für „Ordnungsliebe und Fleiß“ bleibt annähernd gleich (40%).

der getrennte Bereiche handelt: Ein Wandel auf der Verhaltensebene muss nicht notwendig eine Veränderung von Werten nach sich ziehen. Und umgekehrt kann es sein, dass Handlungsweisen den jeweiligen Einstellungen hinterher hinken. Nicht nur Einstellungen und Verhalten können weit auseinander klaffen, sondern auch das, was Paare oder Eltern und Kinder aushandeln und was sie tun. Es gibt keine Untersuchungen darüber, wie Werte im konkreten Familienalltag vermittelt werden oder wie Eltern Kinder zu Selbständigkeit erziehen.

Eltern sind aber auch überfordert, weil die „Allmacht über die Lebenschancen der Kinder“ (Wilk/Beham 1990) und das gesellschaftliche Gebot der optimalen Förderung auf eine tendenziell kinderfeindliche Umwelt stoßen. Folgende Aspekte werden zu dieser kinderfeindlichen Umwelt gezählt: ausreichend großer Wohnraum für Familien ist (vor allem in den Großstädten) knapp, die öffentliche Infrastruktur für Kinderbetreuung ist nach wie vor unzureichend, Teilzeitbeschäftigung, auf die Frauen und Männer häufig verwiesen sind, wenn sie sich um ihre Kinder kümmern wollen oder müssen, sichert weder ein ausreichendes Erwerbs- noch ein ausreichendes Renteneinkommen. Unterm Strich müssen Familien die Ansprüche individuell lösen, die dem innerfamilialen Interaktionsprozess von außen vorgegeben werden.

Abschließend soll an dieser Stelle noch ein weiterer Aspekt erwähnt werden. Im Kontext der Überzeugung, dass ein enger Zusammenhang zwischen den Erziehungsstilen und -praktiken der Eltern einerseits und der Entwicklung von Kindern andererseits besteht, geht es nicht nur um das Wohl der Kinder. Häufig steht vielmehr die Frage im Mittelpunkt der Forschung, welche Bedeutung die so sozialisierten Kinder für die zukünftige Gesellschaft haben. Familiäre Sozialisation kann, so eine gängige Annahme, „autoritäre Grunddispositionen“ erzeugen und „Innovationspotentiale in der Gesellschaft verhindern, womöglich gar eine Anfälligkeit für totalitäre Systeme begünstigen“ (Reuband 1997, 129).

Diese Annahme geht zurück auf ein theoretisches Modell, das die Gefahren des Autoritarismus in der Familie verdeutlichte (vgl. Horkheimer 1936, Adorno 1973). Es wurde der Zusammenhang zwischen autoritärer Persönlichkeitsstruktur und faschistischem Gewaltregime analysiert. Um die Gefahr eines neuen Faschismus zu verhindern, sollte der Autoritarismus in der Familie überwunden werden. Neuerdings wird die „Familienpathologie“ nicht mehr aus der Struktur der bürgerlichen Kleinfamilie hergeleitet. Vielmehr wird der Rückzug der Eltern aus ihren Autoritätsfunktionen als pathogenes Moment begriffen (vgl. Gerhardt 1995). Angenommen wird, dass sich eine familiäre Atmosphäre des Gewährenlassens und der Bindungslosigkeit im Kindesalter auf das spätere Verhalten der Jugendlichen auswirkt. Gerhardt (1995) stellt fest, dass bei „Jugendlichen mit Gewaltneigung“ eine solche Atmosphäre im Elternhaus geherrscht und in der Kindheit eine „Charakterstruktur des Vermeidens“ begünstigt hat.¹⁴ Sie bezieht sich an dieser Stelle u.a. auf die einflüsse Studie von Wilhelm Heitmeyer. Die von ihm interviewten Jugendlichen berichten von einem innerfamiliären Klima der Gleichgültigkeit. Diese losen Familienbindungen sind nach Heitmeyer sowohl Anzeichen familialer Anomie als auch Anzeichen für allgemeine gesellschaftliche Auflösungsprozesse. Die fehlenden disziplinierenden Einflüsse der Eltern hinterlassen die Jugendlichen mit einem Defizit an verinnerlichten Normen und Werthaltungen. Eine Folge dieses Defizits als auch der anomischen gesellschaftlichen Zustände können Gewaltbereitschaft und Aggression sein.

Auch Eisenberg (2000) stellt den Zusammenhang vom „Schwinden der sozialisierenden Kraft der Familie“ und permissiven Erziehungsstilen mit den Gewalttaten von Jugendlichen her. Kinder würden zwar nicht mehr geschlagen, was früher als Ursache für gewalttägiges Verhalten angesehen wurde, heute hingegen würden durch einen permissiven Erziehungsstil ihre „Affekte und Antriebspotentiale nicht mehr ausreichend humanisiert“ (ebd. S. 50). Die Selbständigkeitserziehung sei häufig schwer von einer gleichgültigen Haltung

14 Sie bezieht sich dabei auf eine empirische Studie von Christel Hopf (1993). Hopf unterscheidet drei Stile der Eltern-Kind-Beziehung: moralische Erziehung mit Dominanz der Eltern (autoritäre Struktur), argumentativer Stil, wo Eltern ihren Kindern jeweils erläutern, warum ein Verhalten wichtig ist und Kinder das Begründen ihres Tuns lernen und schließlich ein elterliches Verhältnis, das Brüche und Vermeidung des Bezuges zum Kind enthält, woraus sich beim Kind eine Charakterstruktur des typischen Vermeidens ergibt.

oder Erziehungsverweigerung zu unterscheiden. „Diese Kinder wirken dann nicht nur so, als hätte man ihnen zeitig ein Angebot zu Emanzipation und Selbständigkeit gemacht, sondern als hätte man sie zu einem Zeitpunkt allein gelassen, da sie des Halts und der Fürsorge durch die Eltern noch bedurften“ (ebd.). Es habe sich eine Duldsamkeit gegenüber Kindern herausgebildet, die mehr von Normunsicherheit, Schwäche, Desorientierung und Verunsicherung und mangelndem emotionalen Interesse der Eltern motiviert ist und weniger von Zuneigung und Einsicht.

Gewalt in der Familie

Obwohl es viele Forschungsarbeiten zu diesem Thema gibt, kann die Frage, ob Gewalt in Familien zugenommen hat, nicht eindeutig beantwortet werden (vgl. Kaufmann 1995). Verlässliche Zahlen zu den Vorkommenshäufigkeiten der einzelnen Delikte sind nicht verfügbar (vgl. Honig 1988, Schneider 1995). Da eine große Neigung besteht, erlittene Kränkungen und Verletzungen durch Familienangehörige gegenüber Dritten zu verheimlichen und bei der Offenlegung von Gewalterfahrungen nach wie vor äußere Barrieren von Unglauben und Beschuldigung überwunden werden müssen, ist die Dunkelziffer sehr groß (vgl. Funk 1999, 252).

Allgemein wird davon ausgegangen, dass Gewalt in Familien historisch nichts Neues ist und im Unterschied zu anderen sozialen Problemen auch nicht zugenommen hat. Brutalität gegen Ehefrauen und Mißbrauch von Kindern waren bereits in der modernen Fürsorge im 19. Jahrhundert wichtige Themen. Zugenommen hat vielmehr die Sensibilität gegenüber Gewalthandlungen und das Bewußtsein ihrer Schädlichkeit.

Die ‚Entdeckung‘ der Gewalt in Familien wird in den Kontext der Frauenbewegung und der Kinderschutzbewegung gestellt (vgl. Honig 1992). Es wird als Verdienst dieser beiden Bewegungen angesehen, dass die Vorstellung von heiler Familie und eingelöster Gleichberechtigung aufgebrochen und eine bis dahin als selbstverständlich oder als legitim angesehene Wirklichkeit neu bewertet wurde. Diese Bewegungen haben die Veröffentlichung von stillschweigend geduldeter Gewalt und Abhängigkeit in familiären Beziehungen ermöglicht. „Sie klagten mit der Skandalisierung dieser Verhältnisse als ‚Gewalt‘ die öffentliche Verantwortung zur normativen und sozialpolitischen Durchsetzung von Hilfe ein“ (Funk 1999, 252).

Verallgemeinernd kann festgehalten werden: Gewalttätige Handlungen werden im Rahmen von familialen Beziehungen von den relativ Stärkeren an den relativ Schwächeren begangen. Diese Bewältigungsform von Konflikten steht im Eheverhältnis überwiegend Männern zur Verfügung und im Generationenverhältnis steht es den ökonomisch und sozial Selbständigen gegenüber den Alten und Pflegebedürftigen sowie den Eltern gegenüber ihren Kindern zur Verfügung.

Lange Zeit stand die Bemühung im Mittelpunkt, einen „abgrenzbaren Typus von Familienproblemen“ oder einen „Typus der Gewaltfamilie“ zu definieren. Diese „Versuche, Gruppen von Risikofaktoren zu bestimmen, Risikopopulationen zusammenzustellen und Ursachen familialer Gewalt trennscharf zu bestimmen, müssen als gescheitert angesehen werden“ (Honig 1992, 13). Das liegt daran, dass Gewalt in ‚ganz normalen‘ Familien vorkommt und von ‚ganz normalen‘ Männern und Frauen ausgeübt wird.

Zentrale Aspekte, die zu Gewalttätigkeit von Familienmitgliedern beitragen, sind: Streßfaktoren (zum Beispiel Arbeitslosigkeit), sozialökologische Tatbestände (zum Beispiel Isolation) oder negatives Selbstwertgefühl (vgl. Wahl 1996). Es wird darüber hinaus ein Zusammenhang mit den Folgen von Individualisierungsprozessen hergestellt. In dem Maße, in dem das Generationenverhältnis nicht mehr über ökonomische Interessen am Nachwuchs, sondern primär emotional vermittelt ist, ist es strukturell labil. Und wenn die Kinderfrage zu einer Form individueller Entwicklungsfreiheit, Selbstverwirklichung und Bedürfnisbefriedigung wird, ist die Gefahr der Enttäuschung groß. Kinder werden abhängig von der Psychologie der Eltern. Diese Aspekte der familialen Beziehungen können im innerfamiliären Bereich zu heftigen Auseinandersetzungen führen (vgl. Funk 1999).

Mit der Bemühung um Einflußfaktoren ist die Vorstellung verknüpft, man könne die Familie von Gewalt und Gewalttätigkeiten befreien, wenn man sie erst einmal entdeckt hat. Diese Vorstellung wird von Strukturtheoretikern kritisiert. Sie gehen davon aus, dass die Gewalt in Familien ein strukturelles Merkmal intimer Sozialbeziehungen ist. Honig ist einer der prominenten Vertreter dieser Position.

Er geht davon aus, dass Gewalthandeln an die Intimität der modernen Familie gebunden ist. Gewalt in Familien sei durch die „strukturelle Labilität im Verhältnis von Macht und Schutz, von Fürsorge und Ausbeutung, von Bindung und Individuierung, von Unterlegenheit und Besonderheit“ charakterisiert (Honig 1992, 10). Es genügt nach Honig nicht, Gewalt als ein Scheitern von familiären Beziehungen zu beschreiben. Gewalthandeln sei Teil der normalen Familienwirklichkeit bzw. auf „irritierend mehrdeutiger Weise“ mit dem Familienalltag verwoben. Im Mittelpunkt seiner empirischen Untersuchung steht deshalb nicht die Frage, warum jemand schlägt, sondern vielmehr, was den Schlag möglich macht. Honig versucht zu rekonstruieren, wie soziale Akteure „Gewalt im Medium der Intimität reproduzieren, obwohl sie selber darunter leiden“ (ebd. S. 14).

Eine wesentliche Rolle spielen Neutralisierungstechniken. Interviewte versuchen dem Gewalthandeln den Charakter von Unrecht und Unangemessenheit zu nehmen, indem sie erklären, sie seien provoziert worden oder betrunken gewesen oder es habe sich um einen Reflex gehandelt, das Handeln sei außer Kontrolle geraten (ebd. S. 185). Dieses Neutralisieren ist bereits in früheren Arbeiten beschrieben worden, aber die Gründe für die geschlechtsspezifischen Unterschiede in diesen Neutralisierungen ist bislang unklar geblieben. Wie ist zu erklären, dass Frauen als Opfer selbstkritische, akzeptierende und verständnisvolle Deutungen geben und eher die Männer ihre Schläge mit Hilflosigkeit und Ohnmacht rechtfertigen? Nach Honig geht es nicht darum, illegitimes Verhalten zu leugnen oder Normalitätsgrenzen situationsspezifisch auszudehnen, denn damit könne der Geschlechtsbias nicht erklärt werden. Es geht nach Honig vielmehr um „interpretative Techniken, um strukturelle Gegensätze zu bewältigen und so Familie erst herzustellen“ (ebd. S. 186). „Schläge aus Ohnmacht“, dienen dazu eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung durchzusetzen und sich selbst zu behaupten. Bei den Frauen geht es um die Wiederherstellung von Selbstachtung und Handlungsfähigkeit. Manche Frauen neutralisieren die Gewaltanwendung ihrer Männer, weil sie die Familie als Lebenschance auffassen. Interessant ist, dass den meisten interviewten Männern die ökonomischen Voraussetzungen für eine strukturelle männliche Dominanz fehlen. Gewaltanwendung einer Mannes gegenüber seiner Frau ist weniger Ausdruck seiner Überlegenheit, als vielmehr eine individuelle Strategie, ein historisch überholtes Identitätsmuster zu bestätigen. Gewalthandeln würde hier den Versuch anzeigen, „unter Bezug auf ein gesellschaftlich anerkanntes Familienbild die soziale Marginalisierung zu bewältigen und kontrafaktisch eine innerfamiliale Ordnung herzustellen. Gleichwohl ist es eine männliche Normalisierungsstrategie; sie zwingt die Frauen zu dieser Ordnung“ (ebd. S. 205).

Charakteristisch für die Gewalt gegen Kinder sind nicht nur die Strafe und die körperliche Mißhandlung, sondern auch strukturelle Vernachlässigung, ein Ignorieren des Kindes als Kind. Eltern schwanken zwischen Zuneigung und Ablehnung und setzen ihre Kinder einem unberechenbaren Wechsel zwischen Bestrafung, emotionaler Ausbeutung und Zuwendung aus.

Es kann abschließend festgehalten werden, dass sich in dem Phänomen der Gewalt in Familien die Ambivalenzen und Widersprüche besonders deutlich zeigen, die für die gegenwärtige Situation familialer Beziehungen und Lebensformen insgesamt charakteristisch sind. Durch den Bedeutungszuwachs und die gestiegenen Ansprüche, die Männer und Frauen an Partnerschaft und Elternschaft stellen, erhöht sich auch die Möglichkeit des Scheiterns – zumal für die Familien, denen die hierfür erforderlichen ökonomischen und sozio-kulturellen Ressourcen fehlen.

IV. Resümee

Wie zu Beginn bereits gesagt, niemand bestreitet inzwischen mehr, dass gegenwärtig ein grundlegender Wandel der Familie stattfindet. Nach dem aktuellen Stand der soziologischen Familienforschung lassen sich nun folgende Elemente des Wandels zusammenfassen:

1. Derzeit findet eine „Pluralisierung familialer Lebensformen“ statt. Damit ist zum einen gemeint, dass das bislang vorherrschende traditionelle Modell der bürgerlichen Kleinfamilie immer mehr seine Monopolstellung verliert und daneben andere Formen familialen Zusammenlebens zunehmend an Bedeutung gewinnen. So gibt es inzwischen eine wachsende Zahl von alleinerziehenden Eltern, größtenteils aufgrund von Scheidung bzw. Trennung, teilweise aber auch aus einer bewussten Entscheidung für genau diese Lebensweise. Ebenso nimmt die Zahl von unehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern zu. Außerdem gibt es inzwischen auch homosexuelle Familien mit leiblichen bzw. adoptierten Kindern (wenn dies auch in der Bundesrepublik noch sehr restriktiv ist). Daneben existieren mittlerweile vielfältige Varianten an sogenannten „erweiterten Familien“ oder auch „Fortsetzungsfamilien“ bzw. „Patchworkfamilien“. Sie entstehen vor allem durch Wiederverheiratung bzw. durch das Eingehen neuer Beziehungen nach einer Scheidung oder Trennung. Dabei kommen die verschiedensten Familienkombinationen zustande. Zudem lässt sich eine wachsende Neigung zur Entwicklung individuell gestalteter Wohnformen beobachten: von ganz traditionellem Zusammenwohnen über Wohngemeinschaften, Wochenendfamilien (Leben in verschiedenen Städten) bis durchgehend getrenntem Wohnen (living apart together).

Über die Tatsache dieser Entwicklungen herrscht weitgehend Einigkeit. Strittig ist hingegen die für manche damit verbundene These, dass wir es dabei zugleich mit der Entstehung wirklich *neuer* Familienformen zu tun haben. Letztlich entscheiden lässt sich diese Frage allerdings erst nach weiteren Forschungen bzw. im Laufe der Zeit, wenn sich zeigen wird, ob diese Veränderungen repräsentativ sind oder nicht.

Ein Missverständnis wäre es jedoch, Pluralisierung mit der schlichten Zunahme netter, bunter Vielfalt zu verwechseln. In dieser Entwicklung liegt sicherlich eine Befreiung aus starren konventionellen Zwängen der bürgerlichen Kleinfamilie und eine Chance zu individuellerer Lebensgestaltung, zugleich ist damit aber nicht nur für viele ein hohes Maß an Verunsicherung verbunden, sondern auch der Zwang, sich ständig aufs neue mit der eigenen Lebensgestaltung zu beschäftigen. So ist zwar weiterhin für viele Frauen und Männer klar, dass sie Kinder bekommen wollen, doch die Art und Weise, wie und wann sie dies tun, ist keineswegs mehr selbstverständlich. Abgesehen von den aktuell schwierigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bedarf es einer Vielzahl an Klärungsprozessen (individuell sowie in der jeweiligen Paarkonstellation) über Form, Zeitpunkt etc. – und nicht zuletzt bedarf es ständig neuer Entscheidungen. Darüber hinaus bedeutet diese Entwicklung für eine Gesellschaft die Schwierigkeit der Koexistenz kultureller Ungleichzeitigkeiten. Was mit der Zeit zu neuen Formen gesellschaftlicher Segmentation und Ausgrenzung führen könnte.

2. Die für die traditionelle Familie konstitutive Verbindung von Ehe und Familie beginnt sich zu lockern. Diejenigen, die sich für ein Leben mit Kindern entscheiden, müssen heute nicht mehr notwendig heiraten. Das heißt nicht, dass es nicht auch Situationen und Lebensverhältnisse gibt, in denen uneheliche Familien stigmatisiert werden. Und die rechtlichen Regelungen privilegieren noch immer die Menschen, die im Rahmen der Institution Ehe eine Familie gründen. Doch die Akzeptanz der unehelichen Familie ist gestiegen. In manchen gesellschaftlichen Milieus interessiert es nicht einmal mehr, ob Menschen verheiratet sind oder nicht bzw. ob Kinder ehelich oder unehelich sind. Auch deutet sich an, dass Heiraten

für manche mehr mit der Beziehung zu tun hat, mit einer Dokumentierung ihrer Ernsthaftigkeit und Dauer, und weniger mit den Kindern oder dem Gefühl, dass zur Familie Ehe gehört.

3. Ebenso gibt es Anzeichen, dass sich die früher konstitutive Verbindung von Familie und Heterosexualität zu lockern beginnt. Zunehmend werden auch gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern als Familie angesehen und wollen auch als solche angesehen werden. Allerdings zeigt die Kontroverse um die Forderung nach einer institutionellen Anerkennung der „Homo-Ehe“, wie konstitutiv im traditionellen Familienmodell Familie, Ehe und Heterosexualität miteinander verbunden sind und wie sehr diese Forderung die bislang zentrale Verknüpfung in Frage stellt: die Ehe gilt im hegemonialen Verständnis als erster Schritt zur Familiengründung und ihre soziale Funktion erfüllt sie nur dann, wenn sie in eine Familie mündet; eine Familie gründen können aber, so das Argument, auf ‚natürliche Wege‘ nur heterosexuelle Paare und deshalb sollen nur sie eine eheliche Verbindung als Voraussetzung der Familiengründung eingehen dürfen. Gerade am Beispiel der Homo-Ehe wird sehr deutlich, dass derzeit Lebensformen entstehen, die nicht nur das traditionelle Modell der Familie (und der Ehe) problematisieren, sondern die auch als Hinweis auf *gelebte* Neudefinition begriffen werden können.

An dieser Forderung wird aber zugleich auch deutlich, wie stark die Wirkmächtigkeit der Ehe als gesellschaftlicher Institution und Konvention immer noch ist. Für viele scheint die eigene Beziehung nur durch eine Eheschließung eine angemessene Form zu erhalten, nur die Ehe eine adäquate Dokumentation ihrer Ernsthaftigkeit und Dauer zu sein. Allerdings ist schwer zu entscheiden, ob diese Forderung wirklich vor allem konventionelle Gründe hat oder nicht auch, oder gar in erster Linie mit dem Wunsch zu tun hat, der Homosexualität auf diese Weise endlich die gesellschaftliche Anerkennung als normale Lebensweise zu verschaffen. Das ließe sich nur nach mehr Forschungen entscheiden. Doch obwohl gerade in dieser Entwicklung zentrale Herausforderungen an das traditionelle Familienmodell liegen, wird in der Bundesrepublik bislang erstaunlich wenig über gleichgeschlechtliche Paare (mit oder ohne Kinder) geforscht. Dies kann als ein weiterer Hinweis gesehen werden, wie sehr in der soziologischen Familienforschung ‚Normalitätsforschung‘ betrieben wird. Untersucht wird in erster Linie das sogenannte normale Leben und dessen Krisen; was dazu führt, dass gesellschaftliche Entwicklungstrends erst sehr spät wahrgenommen werden.

4. Dies alles impliziert, dass sich nicht nur die Formen der Familie pluralisieren (im oben angesprochenen Sinne), sondern auch das Verständnis von Familie. Immer weniger wird Familie durch eine bestimmte Norm oder überhaupt durch eine Norm definiert, eher durch eine bestimmte existentielle Qualität. So ist es inzwischen durchaus möglich, dass Paare, ob nun verheiratet oder nicht, heterosexuell oder nicht, mit Kindern oder nicht als Familie angesehen werden. Als entscheidend gilt vor allem das Selbstverständnis und die Eigendefinition der jeweiligen Personen. Ausschlaggebend ist, was gelebt wird und wie das, was gelebt wird, empfunden wird. Das heißt, Familie wird vor allem über ihre *emotionale* Qualität bestimmt: Sie wird mit einem Ort identifiziert, wo immer jemand da ist, wo geholfen und zugehört wird, als ein Ort der Geborgenheit und Vertrautheit, wo man sein kann, wie man ist. Neu ist daran sicher nicht dieses Gefühl selbst. Neu ist, dass die Definition von Familie sich zunehmend auf diese emotionale Qualität zu reduzieren, oder besser, zu konzentrieren scheint. So wird eine Familie heute weniger aus konventionellen Gründen gegründet, weil es sich eben gehört, auf diese spezifische Weise zu leben, sondern weil die Vorstellung besteht, nur in der Familie diese emotionale Qualität für sich selbst finden bzw. für die eigenen Kinder schaffen zu können. Deshalb ist die Familie – jenseits aller spezifischen Formen – für die Menschen nach wie vor so wichtig. Es scheint bislang keine Alternative zu geben.
5. Lange Zeit hat sich die Familienforschung vor allem mit der Familie als Ganzes beschäftigt, ohne explizit auf das Paar und dessen Bedeutung für die Familie einzugehen. Das Paar verschwand hinter anderen Themen wie Arbeitsteilung und Elternschaft. Neue Lebensformen und Familienkonstellationen haben nun dazu geführt, dass

SoziologInnen die Bedeutung der Paarbeziehung für das Zustandekommen von Familien, für den Familienalltag und für die soziale Identität des Individuums ‚entdecken‘ und den einzelnen innerfamiliären Beziehungen größere Bedeutung beimessen.

6. Ein weiterer bedeutsamer Punkt ist das Geschlechterverhältnis in den Familien. Auch hier zeichnen sich derzeit grundlegende Veränderungen ab. Dies ist allerdings schicht- und klassenspezifisch zu differenzieren. Diese Veränderungen haben zum einen mit der wachsenden gegenseitigen Unabhängigkeit zu tun. Nun müssen zwei Lebensentwürfe gleichberechtigt miteinander vereinbart werden. Zum anderen hat das aber auch damit zu tun, dass nicht nur der Anspruch auf eine gleichberechtigte familiale Arbeitsteilung immer selbstverständlicher wird, sondern auch die Versuche, diese individuell umzusetzen, zunehmen. So findet sich inzwischen ein breites Spektrum an verschiedenen Varianten familialer Arbeitsteilung, – ohne dass bereits wirklich von einer Gleichberechtigung gesprochen werden könnte. Doch, genau besehen, wird mit dieser Entwicklung ein weiteres für die traditionelle Familie konstitutives Moment sukzessive zur Disposition gestellt: nämlich die geschlechtsspezifische Trennung zwischen Familie und Beruf. Im traditionellen Modell war die Zuordnung klar, der Mann war für den Beruf und die Ernährung der Familie zuständig und die Frau für die Versorgung des Haushalts sowie von Mann und Kindern. Diese geschlechtsspezifische Trennung löst sich nun allmählich auf, und zwar inzwischen nicht mehr allein aufgrund der Veränderungen bei den Frauen, beispielsweise durch deren stärker werdende Berufsorientierung, auch für viele, insbesondere junge Männer ist der Beruf nicht mehr alleiniger Identifikationsort. Auch für sie gewinnen die familialen Beziehungen und besonders die Betreuung von Kindern an Relevanz. Das heißt, sowohl für Frauen/Mütter wie für Männer/Väter wird die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, wenn auch von sehr verschiedenen Ausgangspunkten ausgehend, zu einem zentralen Thema ihrer Lebensplanungen. Die Frage der Vereinbarkeit ist daher nicht mehr nur ein Problem der Frauen, sondern auch zunehmend der Männer. Und wie sich zeigt, stoßen nun auch Männer bei dem Versuch, ihre Familienorientierung zu leben, auf vehementen Widerstände und erfahren Diskriminierungen von Seiten ihrer Kollegen und Arbeitgeber.
7. Alles in allem lässt sich sagen: Familie wird immer weniger als etwas natürlich Gegebenes oder als eine selbstverständliche gesellschaftliche Konvention gelebt, sondern als etwas, was hergestellt, um das sich bemüht und in die Arbeit und Aufmerksamkeit investiert werden muss. Dies zeigt sich besonders eindrücklich am Phänomen der Fortsetzungsfamilie und den sich hier entwickelnden sogenannten „Wahlverwandtschaften“. Hier ist es nicht mehr selbstverständlich, wer zur Familie gehört und wer nicht. Werden einzelne Beziehungen nicht kontinuierlich gepflegt, besteht die Gefahr, dass sie nach einiger Zeit nicht nur an Intensität verlieren, sondern dass Kontakte auch völlig abbrechen. Dies ist eine Tendenz, die natürlich jedem familialen Gefüge inhärent ist, doch erhält sie in Fortsetzungsfamilien eine qualitativ neue Brisanz: eine Fortsetzungsfamilie existiert nur und nur solange, wie sie von allen Beteiligten gewollt und ‚gemacht‘ wird. Es ist ein Unterschied, ob die Beziehung zu einer Mutter, einem Vater oder Geschwister einer organisationsaufwendigen Regelung von Besuchen, Ferien etc. bedarf oder des Arrangierens eines Treffens im gemeinsamen Wohnzimmer. Der/die Einzelne wird bei einer „Fortsetzungsfamilie“ eben nicht einfach in seine Familie hineingeboren, sondern die eigene Familie ist nun in einem ganz eklatanten Sinne das Ergebnis von Tätigkeit (Kommunikation, Entscheidungen, Wechselseitigkeit).

Dass Familie als Lebensentwurf nicht mehr etwas traditionell Gegebenes ist, heißt jedoch auch, dass es inzwischen weder selbstverständlich ist, eine Familie zu gründen, noch ist ihre Form oder der biographische Zeitpunkt derzeit konventionell klar vorgegeben. Das birgt einerseits Freiheiten und Chancen. Zum Beispiel erlaubt das, die gerade in der Familie noch immer sehr stark ausgeprägten traditionellen Geschlechterrollen zu verändern. Frauen haben heute die Möglichkeit, zumindest in einem bestimmten Rahmen, selbst zu entscheiden, ob sie eine Familie gründen wollen und wenn ja, wie sie Beruf und

Familie vereinbaren wollen. Dabei wäre genauer zu untersuchen, in welcher sozialen Position Frauen welche Ressourcen zur Verfügung stehen, die ihnen bei der Umsetzung ihrer Lebensentwürfe nützlich sind. Auch für Männer eröffnet sich diese Chance – nicht nur, weil sie von Frauen dazu gedrängt werden, sondern auch aufgrund der veränderten Lebensentwürfe von Frauen. Allerdings wissen wir derzeit nur sehr wenig über diese ‚neuen‘ Männer/Väter. Und noch weniger wissen wir über die ‚normalen‘ Männer/Väter. Was bedeutet es für einen Mann, der weiß, dass er als Vater für die Entwicklung seines Kindes eine große Bedeutung hat, wenn er erst dann von der Arbeit nach Hause kommt, wenn sein Kind bereits schläft? Und was heißt es überhaupt, Vater und erwerbstätig zu sein?

Aber die Auflösung ehemaliger Selbstverständlichkeiten birgt auch Unsicherheiten, Entscheidungsnotwendigkeiten und Konflikte. Das kann man sich leicht daran verdeutlichen, dass in vielen neuen Familienkonstellationen sich nicht nur ein Mann und eine Frau über ihre jeweiligen Berufs- und Familienbiographien, Pläne und Interessen verstündigen müssen. Häufig sind mehrere Paare und Kinder unterschiedlichsten Alters in dieses Aushandlungssetting und Koordinatenennetz ‚verstrickt‘.

8. Um diese Veränderungen familialer Lebensformen nicht nur erleiden, sondern wirklich gestalten zu können, ist zunehmend ein ganzes Set von Fähigkeiten erforderlich: von einem hohen Maß an kommunikativer (Aushandlungs-)Kompetenz über die Souveränität, Unsicherheiten auszuhalten, Risiken einzugehen bis hin zu einer großen psychischen Flexibilität und Mobilität (im übrigen alles Fähigkeiten, die interessanterweise derzeit auch ihm Rahmen der Veränderungen der beruflichen Ausbildungsprofile gefordert werden). Doch bislang verfügen nur die wenigsten über diese Fähigkeiten. Das macht diese Entwicklungen bei all ihrer emanzipativen Dimension für die Individuen auch so außerordentlich ambivalent (vgl. auch Sennett 1998). Darüber hinaus zeigen neuere Arbeiten im Bereich des beruflichen Wandels (vgl. Voss/Pongratz 1998), wie sehr diese Anforderungen zugleich neue Macht- und Disziplinarmechanismen implizieren – eben neue Formen der Dialektik der Moderne.
9. Zudem liegt es nicht nur an den Fähigkeiten der einzelnen Personen und ihren individuellen Kompetenzen, ob es ihnen gelingt, glückliche familiale Beziehungen aufzubauen sowie die gewünschten und erforderlichen Entscheidungen über die Berufs- und Familienbiographie zu treffen. Dazu bedarf es auch entsprechender Lebens- und Arbeitsbedingungen. Was das angesichts der aktuellen Veränderungen derzeit im einzelnen heißen würde, die zentrale Frage also nach den institutionellen Bedingungen egalitärer Paar- und Familienbeziehungen sowie nach einer sowohl für Frauen wie für Männer befriedigenden Vereinbarkeit von Familie und Beruf unter den aktuellen Verhältnissen gesellschaftlichen Wandels (vgl. auch Giddens 1999, 106ff.), darüber findet sich in der Forschung insgesamt ausgesprochen wenig.

Für die Gewerkschaften könnte sich hier ein breites Feld eröffnen von neu zu formulierenden Forderungen sowohl gegenüber der Forschung, den politischen Parteien als auch gegenüber der Wirtschaft, will sie den Ambivalenzen in diesem Wandel entgegenwirken sowie die emanzipativen Chancen verstärken.

V. Literatur

Adorno, T. W. 1973: Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt/M. (zuerst 1950)

Allert, T. 1998: Die Familie, Berlin/New York

Andretta, G./Baethge, M. 1995: Zwischen zwei Welten: Berufliche Transformationsbiographien in den neuen Bundesländern, in: Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen, Mitteilungen Nr. 22, S. 17-29

Ariès, Ph. 1978: Geschichte der Kindheit, München

Badinter, E. 1980: Die Mutterliebe, München/Zürich

Beck, N./Hartmann, J. 1999: Die Wechselwirkung zwischen Erwerbstätigkeit der Ehefrau und Ehestabilität unter der Berücksichtigung des sozialen Wandels, in: KZfSS, Heft 4, S. 655-680

Beck, U. 1996: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M.

Beck, U./Beck-Gernsheim, E. 1990: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/M.

Beck-Gernsheim, E. 1980: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie, Frankfurt/M.

Beck-Gernsheim, E. 1986: Von der Liebe zur Beziehung?, in: Soziale Welt, Sonderband 4, S. 209-233

Beck-Gernsheim, E. 1992: Arbeitsteilung, Selbstbild und Lebensentwurf. Neue Konfliktlagen in der Familie, in: KZfSS, Heft 2, S. 273-291

Beck-Gernsheim, E. 1995: Mobilitätsleistungen und Mobilitätsbarrieren von Frauen, in: Berliner Journal für Soziologie, Heft 2, S. 163-172

Beck-Gernsheim, E. 1998: Was kommt nach der Familie?, München

Becker-Schmidt, R. 1987: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Unterkirchner/Wagner (Hg.), Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985, S. 10-25

Belsky, J. 1991: Ehe, Elternschaft und kindliche Entwicklung, in: Engfer/Minsel/Walper (Hg.), Zeit für Kinder!, Weinheim, S. 134-159

Bernhardt, H. 1988: Scheitern oder Chance. Erfahrungen aus der Zusammenarbeit mit Scheidungsfamilien, in: Menne/Alter (Hg.), Familie in der Krise. Sozialer Wandel, Familie und Erziehungsberatung, Weinheim/München, S. 119-136

Bernstein, A. C. 1990: Die Patchwork-Familie. Wenn Väter oder Mütter in neuen Ehen weitere Kinder bekommen, Zürich

Bertram, B. 1993: Zur Entwicklung der sozialen Geschlechterverhältnisse in den neuen Bundesländern, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitschrift Das Parlament, Bd. 6, S. 27-38

Bertram, B. 1995: Die Wende, die erwerbstätigen Frauen und die Familie in den neuen Bundesländern, in: Nauck/Schneider/Tölke (Hg.), Familie und Lebenslauf im gesellschaftlichen Umbruch, Stuttgart, S. 267-284

Bertram, H. (Hg.) 1991: Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Opladen

Bertram, H. (Hg.) 1992: Die Familie in den neuen Bundesländern, Opladen

Bertram, H. 1994: Pluralisierung oder Traditionalisierung der Lebenskonzepte?, in: Bütow/Stecker (Hg.), Eigenartige Ostfrauen – Frauenemanzipation in der DDR und in den neuen Bundesländern, Bielefeld, S. 210-220

Beuys, B. 1980: Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Reinbek

Biern, W. (Hg.) 1996: Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend: Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen, Opladen

Biern, W. 1994: Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien, Opladen

Blasius, D. 1992: Ehescheidung in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M.

Blossfeld, H.-P./Jaenichen, U. 1990: Bildungsexpansion und Familienbildung, in: Soziale Welt, S. 454-476

Blum-Maurice, R./Martens-Schmid, K. 1990: Gewalt gegen Kinder als gesellschaftliches Problem, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/90, S. 3-13

Böckmann-Schewe, L./Kulke, Chr./Röhrig, A. 1995: „Es war immer so, den goldenen Mittelweg zu finden zwischen Familie und Beruf war eigentlich das Entscheidende.“ Kontinuitäten und Veränderungen im Leben von Frauen in den neuen Bundesländern, in: Berliner Journal für Soziologie, Heft 2, S. 207-222

Böhnisch, L. 1997: Über die alten und neuen Väter, in: Böhnisch/Lenz (Hg.), Familie, eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim/München. S. 155-166

Böhnisch, L./Lenz, K. (Hg.) 1997: Familie: eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim/München

Böhnisch, T. 1999: Gattinnen – Die Frauen der Elite, Münster

Bohrhardt, R. 1999: Ist wirklich die Familie schuld? Opladen

Bourdieu, P. 1998: Anhang: Familiensinn, in: Ders., Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/M., S. 126-136

Bozett, F.W. (Hg.) 1987: Gay and Lesbian Parents, New York

Bozett, F.W. (Hg.) 1989: Homosexuality and the Family, New York

Bozett, F.W. 1990: Homosexuality and Family Relations, New York

Budde, G.-F. 1997: Einleitung: Zwei Welten? Frauenerwerbsarbeit im deutsch-deutschen Vergleich, in: dies. (Hg.), Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945, S. 7-18

Bundesminister für Familie und Senioren (Hg.) 1994: Fünfter Familienbericht, Familie und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft des Humanvermögens, Bonn

Burkart, G. 1991: Treue in Paarbeziehungen. Theoretische Aspekte, Bedeutungswandel und Milieu-Differenzierung, in: Soziale Welt, Heft 4, S. 489-509

Burkart, G./Kohli, M. 1992: Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie, München

Burkart, G. 1997: Lebensphasen und Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück?, Opladen

Busch, G./Hess-Diebäcker, D./Stein-Hilbers, M. 1988: Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf, Weinheim

Büttner, Ch./Nicklas, H. u.a. (Hg.) 1984: Wenn die Liebe zuschlägt. Gewalt in der Familie, München

Colombok, S./Spencer, A./Rutter, M. 1983: Children in Lesbian and Single Parent Households. Psychosexual and Psychiatric Appraisal, in: Journal of Child Psychology and Psychiatry, 24, S. 551-572

Conze, W. (Hg.) 1976: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart

Cornelius, I./Vogel, C. 1994: Innerfamiliale Arbeitsteilung und Netzwerkhilfe in Familien mit Kindern, in: Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst Baden-Württemberg (Hg.), Familie heute – ausgewählte Aufsätze zur Situation der Familien in Baden-Württemberg, Stuttgart

Dannenbeck, C. 1992: Einstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, in: Bertram (Hg.), Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation, Opladen, S. 239-262

Dannenbeck, C./Keiser, S./Rosendorfer, T. 1995: Familienalltag in den alten und neuen Bundesländern – Aspekte der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, in: Nauck/Schneider/Tölke (Hg.), Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch, Stuttgart, S. 103-118

Deutsches Jugendinstitut (Hg.) 1988: Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familie heute, München

Diekmann, A./Klein, T. 1991: Bestimmungsgründe des Ehescheidungsrisikos, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie, Heft 43, S. 271-290

Dietzsch, I./Dölling, I. 1996: Selbstverständlichkeiten im biografischen Konzept ostdeutscher Frauen, in: Berliner Debatte Initial, Heft 2, S. 11-20

Dölling, I. 1991: Über den Patriarchalismus staatssozialistischer Gesellschaften und die Geschlechtsfrage im gesellschaftlichen Umbruch, in: Zapf (Hg.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften, Deutsche Gesellschaft für Soziologie, Frankfurt/M., S. 407-417

Drerup, H. 1997: Mütterlichkeit als Mythos, in: Böhnisch/Lenz (Hg.), Familie, eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim/München, S. 81-98

Dunde, S. R. 1986: Neue Väterlichkeit. Von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Mannes, Gütersloh

Eisenberg, G. 2000: Amok- Kinder der Kälte: Über die Wurzeln von Wut und Haß, Hamburg

EMNID 1992: Umfrage und Analyse, Nr. 3 /4, S. 103-110

EMNID 1995: Unveröffentlichte Tabellen, Bielefeld

Engfer/Minsel/Walper 1991: Zeit für Kinder. Kinder in Familie und Gesellschaft, Weinheim

Erler, G. u.a. 1988: Kind? Beruf? Oder Beides? Eine repräsentative Studie über die Lebenssituation und Lebensplanung junger Paare zwischen 18 und 33 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland, München

Erler, G./Jaeckel, M./Sass, J. 1983: Mütter zwischen Beruf und Familie, München

Erler, M. 1996: Die Dynamik der modernen Familie, Weinheim/München

Fthenakis, W. E. 1993: Fünfzehn Jahre Vaterforschung im Überblick, in: Deutsches Jugendinstitut (Hg.), Was für Kinder. Aufwachsen in Deutschland. Ein Handbuch, München

Fthenakis, W. E. u.a. 1999: Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie, Opladen

Funk, H. 1997: Familie und Gewalt – Gewalt in Familien, in: Böhnisch/Lenz (Hg.), Familie: eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim/München, S. 251-264

Furstenberg, F. 1987: Fortsetzungsehen. Ein neues Lebensmuster und seine Folgen, in: Soziale Welt, Heft 1, S. 29-39

Furstenberg, F. u.a. 1993: Geteilte Familien, Stuttgart

Geissler, B./Oechsle, M. 1996: Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim

Geissler, B./Oechsle, M. 1999: Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen, in: Beck/Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt/M., S. 139-167

Gerhard, U. 1978: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M.

Gerhardt, U. 1995: Die Familie und die soziale Pathologie der Gewalt Denkmodelle für die Theorie der modernen Gesellschaft, in: Gerhardt/Hradil/Lucke/Nauck (Hg.), Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen, Opladen, S. 113-127

Gibbs, E. 1989: Psychosocial Development of Children. Raised by Lesbian Mothers: A Review of Research, in: Rothblum (Hg.), Loving Boldly. Issues Facing Lesbians, London, S. 65-75

Giddens, A. 1993: Wandel der Initimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt/M.

Giddens, A. 1999: Die demokratische Familie, in: Ders., Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie, Frankfurt/M., S. 106-116

Giddens, A. 1999: Der dritte Weg, Frankfurt/M.

Giesecke, H. 1987: Die Zweitfamilie. Ein Leben mit Stiefkindern und Stiefvätern, Stuttgart

Gliedner-Simon, A/Jansen, M. 1995: Kinder, Küche und Karriere: wie manage ich Familie und Beruf?, Pfaffenweiler

Goebel, G. 1997: Kinder oder Karriere. Lebensentwürfe junger Akademikerinnen und ihre persönlichen Netzwerke, Frankfurt/M./New York

Gonsiorek, W. 1991: Homosexuality. Research Implications for Public Policy, London

Goody, J. 1986: Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa, Berlin

Gössmann, H. (Hg.) 1998: Das Bild der Familie in den japanischen Medien, München

Gottschalch, W. 1979: Vatertumterkind. Deutsches Familienleben zwischen Kulturromantik und sozialer Revolution, Berlin

Green, R. 1978: Sexual identity of 37 children raised by homosexual or transsexual partners. In: American Journal of Psychiatry, 135, S. 692-697

Gross, P./Honer, A. 1990: Multiple Elternschaften. Neue Reproduktionstechnologien, Individualisierungsprozesse und die Veränderung von Familienkonstellationen, in: Soziale Welt, Heft 1, S. 97-116

Gysi, J./Meyer, D. 1993: Leitbild: berufstätige Mutter – DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe, in: Helwig/Nickel (Hg.), Frauen in Deutschland: 1945-1992, Berlin, S. 139-165

Hareven, T. K. 1999: Familiengeschichte, Lebenslauf und sozialer Wandel, Frankfurt/M./New York

Hausen, K. 1976: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Bd. 21, Stuttgart, S. 363-393

Heekerens, H.-P. 1988: Die zweite Ehe. Wiederheirat nach Scheidung und Verwitwung, Weinheim

Hefty, G. P. 2001: Auf die Familie kommt es an, in: F.A.Z. 05.04.2001

Heiliger, A. 1991: Alleinerziehende als Befreiung, Pfaffenweiler

Herlth, A./Brunner, E.J./Tyrell, H./Kriz, J. (Hg.) 1994: Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft contra Elternschaft, Berlin

Hettlage, R. 1998: Familienreport, München

Hill, P. B./Kopp, J. 1995: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven, Stuttgart

Hille, B. 1990: „Zum Stellenwert von Ehe und Familie für Jugendliche in beiden deutschen Staaten“, in: Hille/Jaide (Hg.), DDR-Jugend-Politisches Bewußtsein und Lebensalltag, Opladen, S. 17-36

Hofer, M./Klein-Auermann, E./Noack, P. 1992: Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung, Göttingen

Honig, M. S. 1988: Vom alltäglichen Übel zum Unrecht. Über den Bedeutungswandel familiärer Gewalt, in: Deutsches Jugendinstitut (Hg.), *Wie geht's der Familie?*, München, S. 189-202

Honig, M. S. 1992: Verhäßliche Gewalt, Frankfurt/M.

Honneth, A. 1995: Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose, Frankfurt/M.

Höpflinger, F. 1991: Frauenerwerbstätigkeit und Wandel der Geschlechtsrollen im internationalen Vergleich, in: KZfSS, Heft 4, S. 753-771

Höpflinger, F. 1997: Entwicklung der Elternschaft in europäischen Ländern, in: Vaskovics (Hg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten*, Opladen, S. 168-186

Horkheimer, M. 1973: Autorität und Familie, in: Claessens/Milhoffer (Hg.), *Familiensoziologie*, Frankfurt/M., S. 79-94

Huinink, J. 1995: Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft, Frankfurt/M./New York

Huinink, J. 1997: Vergleichende Familienforschung: Ehe und Familie in der ehemaligen DDR und der Bundesrepublik Deutschland, in: Vaskovics (Hg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten*, Opladen, S. 308-325

Ingelhart, R. 1989: Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt, Frankfurt/M./New York

Institut für Sozialforschung (Horkheimer/Adorno) 1973: Familie, in: Claessens/Milhoffer (Hg.), *Familiensoziologie. Ein Reader zur Einführung*, Frankfurt/M., S. 63-78

Kaufmann, F.-X. 1995: Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München

Kaufmann, J.-C. 1994: Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag, Konstanz

Keddi, B./Seidenspinner, G. 1991: Arbeitsteilung und Partnerschaft, in: Bertram (Hg.), *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*, Opladen, S. 159-192

Keddi, B./Pfeil, P./Strehmel, P./Wittmann, S. 1999: Lebensthemen junger Frauen – die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe: eine Längsschnittuntersuchung in Bayern und Sachsen, Opladen

Keiser, S. 1993: Zur Lebenssituation von Frauen zwischen Beruf und Familie, in: Vereinbarkeit von Familie und Arbeitswelt und Geschlechtsspezifische Differenzierung des Arbeitsmarktes in Sachsen-Anhalt, S. 38-69

Kern, V. 2001: Endstation Familie, in: *taz* 13.01.2001

Kirchhof, P. 2001: Wer Kinder hat, ist angeschmiert. Die familienfeindliche Gesellschaft zerstört die Voraussetzungen ihrer eigenen Existenz, in: *Die Zeit* 11.01.2001

Klages, H. 1984: Wertorientierungen im Wandel Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt/M./New York

Klees, K. 1992: Partnerschaftliche Familien. Arbeitsteilung, Macht und Sexualität in Paarbeziehungen, Weinheim/München

Klein, T./Lauterbach, W. 1999: Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen, Opladen

König, O. 1996: Die Rolle der Familie in der Soziologie. Unter besonderer Berücksichtigung der Familiensoziologie René Königs, in: *Familiendynamik*, Heft 3, S. 239-267

König, R. 1974 München: Die Familie der Gegenwart, München

König, R. 1976: Soziologie der Familie, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 7, Stuttgart, S. 1-217

König, S./Thiel, A. 1994: „Und auf einmal lebte ich so, wie ich immer leben wollte“. Lesbische Mütter – Soziale Mütter, in: Pieper (Hg.), Beziehungskisten und Kinderkram. Neue Formen der Elternschaft, Frankfurt/M., S. 45-83

Kontos, S./Walser, K. 1979: Weil nur zählt, was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit, Gelnhausen/Berlin/Stein

Koppetsch, C./Burkart, G. 1999: Die Illusion der Emanzipation, Konstanz

Krappmann, L. 1989: Das Kind und seine Beziehungen zu Eltern und zu anderen Kindern, in: 40 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Zur Zukunft von Familie und Kindheit, München, S. 39-45

Kreppner, K. 1991: Sozialisation in der Familie, in: Hurrelmann/Ulrich (Hg.), Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim, S. 321-333

Kröher, M. 2000: Bedrohte Art, in: managermagazin 10/2000

Krombholz, H. 1991: Arbeit und Familie: Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Erwerbstätigkeit und die Aufteilung der Erwerbstätigkeit in der Partnerschaft, in: Bertram (Hg.), Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Opladen, S. 193-234

Krüger, D. 1984: Trends und Tendenzen in der häuslichen Arbeitsteilung unter rollentheoretischer Perspektive, in: Nave-Herz (Hg.), Familiäre Veränderungen seit 1950 – Eine empirische Studie „Teil I, Abschlußbericht“, Oldenburg

Künzel-Schoen, M. 1988: Wenn unsere Eltern älter werden. Familienbeziehungen, Pflegebedürftigkeit, Generationenkonflikt, Reinbek

Lauterbach, W. 1991: Erwerbsmuster von Frauen. Entwicklungen und Veränderungen seit Beginn dieses Jahrhunderts, in: Mayer/Allmendinger/Huinik (Hg.), Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie, Frankfurt/M., S. 23-56

Lauterbach, W. 1995: Die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen, in: Zeitschrift für Soziologie, Heft 1, S. 20-39

LBS-Initiative Junge Familie (Hg.) 1999: Engagierte Vaterschaft: Die sanfte Revolution in der Familie, Opladen

Le Gall, D./Martin, C. 1998: Familienbiographische Passagen, Rekompositionslogiken und Formen ehelicher Regulierung, in: Meulders-Klein/Théry (Hg.), Fortsetzungsfamilien, Konstanz, S. 131-161

Lenz, K. 1997: Ehe? Familie? – beides, eines oder keines? Lebensformen im Umbruch, in: Böhnisch/Lenz (Hg.), Familie: eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim/München, S. 181-198

Lenz, K. 1998: Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung, Opladen

Ley, K./Barer, Ch. 1992: Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien, Tübingen

Lücher, K./Prajung-Bilger, B. 1998: Forcierte Ambivalenzen. Ehescheidung als Herausforderung an die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen, Konstanzer Beiträge zur Sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 8, Konstanz

Lupri, E. 1990: Harmonie und Aggression. Über die Dialektik elterlicher Gewalt, in: KZfSS, Heft 3, S. 474-501

Lüschen, G./Lupri, E. (Hg.) 1970: Soziologie der Familie, KZfSS, Sonderheft 14, Opladen

Lüscher, K./Schultheis, F. (Hg.) 1993: Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften, Konstanz

Lüscher, K. u.a. 1996: Haushalte und Familien: die Vielfalt der Lebensformen, Bern

Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspaun, M. (Hg.) 1998: Die „postmoderne“ Familie, Konstanz

Luther, M. 1983: Von den guten Werken, in: Ders, Die reformatorischen Grundschriften in vier Bänden, Bd. 1, Darmstadt, S. 49-149

Matzner, M. 1998: Vaterschaft heute. Klischees und soziale Wirklichkeit. Frankfurt/M.

Menne, K./Alter, K. (Hg.) 1988: Familie in der Krise. Sozialer Wandel, Familie und Erziehungsberatung, Weinheim/München

Merkens, H./Steiner, I. 1995: Einflußfaktoren auf Familienklima und den Wert der Familie bei Ost- und Westberliner Schuljugendlichen, in: Nauck/Schneider/Tölke (Hg.), Familie und Lebenslauf im gesellschaftlichen Umbruch, Stuttgart, S. 225-240

Metz-Göckel, S. 1988: Väter und Väterlichkeit. Zur alltäglichen Beteiligung der Väter an der Erziehungsarbeit, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, Heft 4, S. 264-280

Metz-Göckel, S./Müller, U. 1986: Der Mann – die Brigitte Studie, Dortmund

Metz-Göckel, S./Müller, U. 1987: Partner oder Gegner? Überlebensweisen der Ideologie vom männlichen Familienernährer, in: Soziale Welt, Heft 1, S. 4-28

Meulders-Klein, M.-T./Théry, I. (Hg.) 1998: Fortsetzungsfamilien: Neue familiale Lebensformen in pluridisziplinärer Betrachtung, Konstanz

Meuser, M. 1998: Geschlecht und Männlichkeit. Opladen

Meyer, S./Schulze, E. 1983: Nichtheliche Lebensgemeinschaften – Alternativen zur Ehe? Eine internationale Datenübersicht, in: KZfSS, Heft 4, S. 735-754

Meyer, S./Schulze, E. 1985: Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit, München

Meyer, S./Schulze, E. 1988: Nichtheliche Lebensgemeinschaften – eine Möglichkeit zur Veränderung des Geschlechterverhältnisses, in: KZfSS, Heft 2, S. 337-356

Meyer, S./Schulze, E. 1989: Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf Familien, Berlin

Meyer, T. 1992: Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens, Opladen

Mitterauer, M./Sieder, R. (Hg.) 1982: Historische Familienforschung, Frankfurt/M.

Mitterauer, M. 1992: Familie und Arbeitsteilung, Wien

Napp-Peters, A. 1985: Ein-Elternteil-Familien. Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis?, Weinheim/München

Napp-Peters, A. 1995: Familie nach der Scheidung, München

Nauck, B./Schneider, N./Tölke, A. (Hg.) 1995: Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch, Stuttgart

Nave-Herz, R. 1988: Zum Wandel der Vaterrolle, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, Heft 4, S. 242-245

Nave-Herz, R./Markefka, M. (Hg.) 1989: Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1 Familienforschung, Neuwied

Nave-Herz, R. u.a. 1990: Scheidungsursachen im Wandel, Bielefeld

Nave-Herz, R./Krüger, D. 1992: Ein-Eltern-Familien. Eine empirische Studie zur Lebenssituation und Lebensplanung alleinerziehender Mütter und Väter, Bielefeld

Nave-Herz, R. 1997a: Familie heute, Darmstadt

Nave-Herz, R. 1997b: Pluralisierung familiarer Lebensformen – ein Konstrukt der Wissenschaft?, in: Vaskovic (Hg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten, Opladen, S. 36-49

Neidhardt, F. 1973: Strukturbedingungen und Probleme familiarer Sozialisation, in: Claessens/Milhoffer (Hg.), Familiensoziologie, Ein Reader zur Einführung, Frankfurt/M., S. 205-232

Neubauer, E. 1988: Alleinerziehende Mütter und Väter. Eine Analyse der Gesamtsituation, Stuttgart

Nickel, H. M. 1991: Geschlechterverhältnis in der Wende?, in: Reihe Frauenpolitik, Bd. 2, S. 5-16

Nickel, H. M. 1992a: Frauenarbeit im Beruf und in der Familie – Geschlechterpolarisierung in der DDR, in: Joester/Schönnigh (Hg.), So nah beieinander und doch so fern. Frauenleben in Ost und West, Pfaffenweiler, S. 11-23

Nickel, H. M. 1992b: Frauenarbeit in den neuen Bundesländern: Rück- und Ausblick, in: Berliner Journal für Soziologie, Heft 1, S. 39-48

Noelle-Neumann, E./Köcher, R. 1987: Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern, Stuttgart

Pasero, U./Pfäfflin, U. (Hg.) 1986: Neue Mütterlichkeit. Ortsbestimmungen, Gütersloh

Patterson, Ch. J. 1992: Children of lesbian and gay parents, in: Child Development, 63, S. 1025-1042

Peuckert, R. 1991: Die Instabilität der modernen Kleinfamilie und ihre Folgen, in: Ders., Familienformen im sozialen Wandel, Opladen, S. 9-32

Peuckert, R. 1991c: Familienformen im sozialen Wandel, Opladen

Peuckert, R. 1997: Die Destabilisierung der Familie, in: Heitmeyer (Hg.), Was treibt die Gesellschaft auseinander? Frankfurt/M., S. 287-325

Pfrang, H. 1987: Der Mann in Ehe und Familie, in: Schulze/Mayer (Hg.), Familie. Zerfall oder neues Selbstverständnis?, Würzburg

Pühl, Claudia 1994: Das faule Geschlecht. Wie Männer es schaffen, Frauen für sich arbeiten zu lassen, Frankfurt/M.

Rauchfleisch, U. 1997: Alternative Familienformen: Eineltern, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner, Göttingen

Rerrich, M. S. 1983: Veränderte Elternschaft. Entwicklungen in der familialen Arbeit mit Kindern seit 1950, in: Soziale Welt, Heft 4, S. 420-449

Rerrich, M. S. 1990: Ein gleiches gutes Leben für alle? Über Ungleichheitserfahrungen im familialen Alltag, in: Berger/Hradil (Hg.), Lebenslagen. Lebensläufe. Lebensstile, Soziale Welt Sonderband 7, Göttingen, S. 189-205

Resch, M. G. 1991: Haushalt und Familie, Der zweite Arbeitsplatz, Bern, S. 27-54

Reuband, K.-H. 1995: Autoritarismus und Familie – Zum Wandel familiarer Sozialisationsbedingungen Jugendlicher in Ost- und Westdeutschland, in: Reuband/Pappi/Best (Hg.), Die deutsche Gesellschaft in vergleichender Perspektive, Festschrift für Erwin K. Scheuch zum 65. Geburtstag, Opladen, S. 221-242

Reuband, K.-H. 1997: Aushandeln statt Gehorsam. Erziehungsziele und Erziehungspraktiken in den alten und neuen Bundesländern im Wandel, in: Böhnisch/Lenz (Hg.), *Familie: eine interdisziplinäre Einführung*, Weinheim/München, S. 129-154

Rommelspacher, B. 1987: Mütterlichkeit und Professionalität, in: Dies. (Hg.), *Weibliche Beziehungsmuster. Psychologie und Therapie von Frauen*, Frankfurt/M./New York, S. 31-48

Roper, L. 1995: *Das fromme Haus*, Frankfurt/M.

Rosenbaum, H. (Hg.) 1978: Seminar: *Familie und Gesellschaftsstruktur*, Frankfurt/M.

Rosenbaum, H. 1982a: *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/M.

Rosenbaum, H. 1982b: Die Bedeutung historischer Forschung für die Erkenntnis der Gegenwart – dargestellt am Beispiel der Familiensoziologie, in: Mitterauer/Sieder (Hg.), *Historische Familienforschung*, Frankfurt/M., S. 40-57

Rosenkranz, D./Rost, H./Vaskovics, L.A. 1998: Was machen junge Väter mit ihrer Zeit? Die Zeitallokation junger Ehemänner im Übergang zur Elternschaft, *Forschungsbericht Nr.2 des Staatsinstituts für Familienforschung an der Universität Bamberg*

Rosenmayr, L. 1983: *Junge und Alte in der Familie*, in: Ders., *Die späte Freiheit*, Berlin, S. 106-145

Rottleuthner-Lutter, M. 1989: Ehescheidung, in: Nave-Herz/Markefka (Hg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Neuwied, S. 607-623

Rumpf, M. 1989: *Spuren des Mütterlichen*, Frankfurt/M./Hannover

Sasse, B. 1987: *Lesbische Mütter und deren Kinder*. Diplomarbeit, Hamburg

Sauter, S. 1991: Neue Väter? Familie als kultureller Entwurf des Geschlechterverhältnisses. Unveröffentlichte Magisterarbeit am FB 9 der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt/M.

Sauter, S. 2000: Väterlichkeit – eine normative Kategorie in der Familienforschung? Anmerkungen zu einer Arena des Geschlechterkampfes, in: *Zeitschrift für Familienforschung*, Heft 1, S. 27-48

Scheller, G. 1991: Zum gegenwärtigen Stand der Scheidungsursachenforschung, in: *Soziale Welt*, Heft 3, S. 323-348

Schenk, H. 1995: *Freie Liebe, wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe*, München

Schenk, S./Schlegel, U. 1993: Frauen in den neuen Bundesländern – Zurück in eine andere Moderne?, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 3, S. 369-384

Schenk, S. 1995: Neu- und Restrukturierung des Geschlechterverhältnisses in Ostdeutschland?, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 4, S. 475-488

Schnack, D./Gesterkamp, T. 1998: *Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie*, Hamburg

Schneewind, K. u.a. 1992: Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch (Verbundstudie), Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie und Senioren, Band 9 der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren, Stuttgart/Berlin/Köln

Schneewind, K. A. 1999: *Familienpsychologie*. 2., überarb. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln

Schneider, N. F. 1990: Woran scheitern Partnerschaften? Subjektive Trennungsgründe und Belastungsfaktoren bei Ehepaaren und nichtehelichen Lebensgemeinschaften, in: *ZfS*, Heft 6, S. 458-470

Schneider, U. 1995: Gewalt in der Familie, in: *Gruppendynamik*, 26, S. 58-90

Schneider, W. 1989: Die ‚neuen‘ Väter – Chancen und Risiken. Zum Wandel der Vaterrolle in Familie und Gesellschaft, Augsburg

Schneider, W. 1994: Streitende Liebe. Zur Soziologie familialer Konflikte, Opladen

Schülein, J. A. 1990: Die Geburt der Eltern. Über die Entstehung der modernen Elternposition und den Prozess ihrer Aneignung und Vermittlung, Opladen

Schulz, W. 1983: Von der Institution „Familie“ zu den Teilbeziehungen zwischen Mann, Frau und Kind. Zum Strukturwandel von Ehe und Familie, in: Soziale Welt, Heft 4, S. 401-419

Schütze, Y. 1991: Die gute Mutter, Bad Salzuflen

Schwägler, G. 1970: Soziologie der Familie. Ursprung und Entwicklung, Tübingen

Segalen, M. 1990: Die Familie, Frankfurt/M.

Segalen, M. 1998: Die industrielle Revolution: Vom Proletarier zum Bürger, in: A. Burguière et al. (Hg.), Geschichte der Familie. 20. Jahrhundert, Frankfurt/M., S. 13-58

Seidenspinner, G. u.a. 1996: Junge Frauen heute. Wie sie leben, was sie anders machen, Opladen

Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport – Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.) 1997: Lesben und Schwule mit Kindern – Kinder homosexueller Eltern, Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Fachbereichs für gleichgeschlechtliche Lebensweisen Nr.16, Berlin

Sennett, R. 1998: Der flexible Mensch, Berlin

Shorter, E. 1977: Die Geburt der modernen Familie, Hamburg

Sieder, R. 1987: Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt/M.

Singly, F. de 1994: Die Familie der Moderne, Konstanz

Spiegel, Erika 1997: Lebenssituation und Lebensplanung alleinerziehender Mütter und Väter, in: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1, 2, S. 78-89

Stecher, L./Zinnecker, J. 1996: Haben Kinder heute Vorbilder? in: Zinnecker/Silbereisen (Hg.), Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. München

Stein-Hilbers, M. 1991: Die sogenannten ‚Neuen Väter‘. Veränderungen und Überhöhungen eines Elter-Kind-Verhältnisses, in: Widersprüche, 40, S. 43-51

Steinert, H. 1997: Schwache Patriarchen – gewalttätige Krieger. Über Männlichkeit und ihre Probleme zwischen Warenförmigkeit, Disziplin, Patriarchat und Brüderhorde, in: Kersten/Steinert (Hg.), Starke Typen. Iron Mike, Dirty Harry, Crocodile Dundee und der Alltag von Männlichkeit, Baden-Baden, S. 121-157

Stiehler, S. 1997: Allein mit Kind(ern) – Probleme und Chancen einer verbreiteten Familienform, in: Böhniisch/Lenz (Hg.), Familie: eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim/München

Stiehler, S. 2000: Alleinerziehende Väter. Sozialisation und Lebensführung, Weinheim/München

Stierlin, H. 1975: Die Befreiung der Eltern im mittleren Lebensalter, in: Ders., Eltern und Kinder im Prozeß der Ablösung, Frankfurt/M., S. 188-201

Stone, L. 1977: The Family, Sex and Marriage in England, 1500-1800, London

Strehmel, P. 1999: Karriereplanung mit Familie. Eine Studie über Wissenschaftlerinnen mit Kindern, Bielefeld

Streib, U. (Hg.) 1991: Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder, Berlin

Strohmeier, P. 1997: Strukturierung familialer Entwicklung – ein europäischer Vergleich, in: Vaskovics (Hg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten, Opladen, S. 289-307

Swientek, Ch. 1984: Alleinerziehende – Familien wie andere auch?, Bielefeld

Thiel, A. 1996: Kinder? Na klar! Ein Ratgeber für Schwule und Lesben, Frankfurt/M./New York

Thiessen, V./Rohlinger, H. 1988: Die Verteilung von Aufgaben und Pflichten im ehelichen Haushalt, in: KZfSS, Heft 4, S. 640-658.

Tölke, A. 1992: Familiengründung, hiermit einhergehende Erwerbsunterbrechungen und normative Rollenvorstellungen, in: Brüderl/Paetzold (Hg.), Frauenleben zwischen Beruf und Familie, Weinheim/München, S. 35-48

Trotha, Trutz v. 1990: Zum Wandel der Familie, in: KZfSS, Heft 3, S. 452-473

Tyrell, H. 1998: Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung, in: Lüscher/Schulteis/Wehrspaun (Hg.), Die >postmoderne< Familie, Konstanz, S. 145-156

Vaskovics, L. (Hg.) 1994: Familie. Soziologie familialer Lebenswelten. Soziologische Revue, Sonderheft 3, Oldenburg

Vaskovics, L. /Rupp, M. 1995: Partnerschaftskarrieren. Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften, Opladen

Vaskovics, L. 1997a: Wandel und Kontinuität der Familie im Spiegel der Familienforschung, in: ders. (Hg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten, Opladen, S. 20-35

Vaskovics, L. (Hg.) 1997b: Familienleitbilder und Familienrealitäten, Opladen

Victor, S./Fish, M. 1995: Lesbian mothers and the children: A review for school psychologists, in: School Psychology Review, 24, S. 456-479

Vinken, B. 2001: Die deutsche Mutter: Der lange Schatten eines Mythos, München

Voss, G. G./Pongratz, H. J. 1998: Der Arbeitskraftunternehmer, in: KZfSS, Heft 1, S. 131-158

Wahl, K. 1990: Studien über Gewalt in Familien, Gesellschaftliche Erfahrungen, Selbstbewußtsein, Gewalttätigkeit, München

Weber-Kellermann, I. 1974: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte, Frankfurt/M.

Weiss, K./Uhlendorff, H. 1995: Sozialer Wandel: Veränderungen der familialen Lebensverhältnisse und die soziale Situation von Kindern, in: Nauck/Schneider/Tölke (Hg.), Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch, Stuttgart

Wilk, L./Beham, M. 1990: Familie als kindliche Lebenswelt, in: Gisser/Reiter/Schattowitz/Wilk (Hg.), Lebenswelt Familie. Wien, S. 355-409

Wilk, L. 1997: Koordination von Zeit, Organisation von Alltag und Verknüpfung individueller Biographien als familiale Gestaltungsaufgaben, in: Vaskovics (Hg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten, Opladen, S. 229-247

Wingen, M. 1984: Nichtehele Lebensgemeinschaften. Formen – Motive – Folgen, Osnabrück/Zürich

Wunder, H. 1992: „Er ist die Sonn‘, sie ist der Mond“: Frauen in der Frühen Neuzeit, München

Zinnecker J./Silbereisen, R. K. 1996: Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern, München

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) wirbt für die Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft. Sie tritt dafür ein, Mitbestimmungsrechte und -möglichkeiten zu erweitern.

Beratung und Schulung

Die Stiftung berät und qualifiziert Betriebs- und Personalräte und Arbeitnehmervertreter in Aufsichtsräten, Männer und Frauen, in wirtschaftlichen und rechtlichen Angelegenheiten, in Fragen des Personal- und Sozialwesens, der beruflichen Aus- und Weiterbildung, der Gestaltung neuer Techniken, des betrieblichen Arbeits- und Umweltschutzes.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu den Themen „Wirtschaftswandel und Beschäftigung im Globalisierungsprozess“, „Soziale Polarisierungen, kollektive Sicherung und Individualisierung“ und „Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik“. Das WSI-Tarifarchiv dokumentiert das Tarifgeschehen umfassend und wertet es aus.

Forschungsförderung

Die Abteilung Forschungsförderung der Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu den Themen Strukturpolitik, Mitbestimmung, Arbeitsgesellschaft, Öffentlicher Sektor und Sozialstaat. Die Forschungsergebnisse werden in der Regel nicht nur publiziert, sondern auf Veranstaltungen zur Diskussion gestellt und zur Weiterqualifizierung von Mitbestimmungsakteuren genutzt.

Studienförderung

Ziel der Stiftung ist es, einen Beitrag zur Überwindung sozialer Ungleichheit im Bildungswesen zu leisten. Gewerkschaftlich oder gesellschaftspolitisch engagierte Studierende unterstützt sie mit Stipendien, mit eigenen Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktikantenstellen. Bevorzugt fördert die Stiftung Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Ihre Arbeitsergebnisse und Dienstleistungen veröffentlicht die Stiftung über Veranstaltungen, Publikationen, mit PR- und Pressearbeit. Sie gibt zwei Monatszeitschriften heraus: „Die Mitbestimmung“ und die „WSI-Mitteilungen“, außerdem die Vierteljahresschrift „South East Europe Review for Labour and Social Affairs (SEER)“ Network und EDV-Informationen für Betriebs- und Personalräte“.

Hans-Böckler-Stiftung
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
Hans-Böckler-Straße 39
40476 Düsseldorf
Telefax: 0211/7778 - 225
www.boeckler.de

Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des DGB

Hans Böckler Stiftung